

DIE WELTWOCHEN



Willkommen in der neuen Schweiz

Das unnötige Klima-Gesetz verschandelt unsere Heimat.
Marcel Odermatt, Martin Schlumpf und René Weiersmüller

Donald Trump ist zurück

Er hat beste Chancen, der nächste US-Präsident zu werden. *Niall Ferguson*

Swissaid hilft sich selbst

Steuermillionen für linken Selbstbedienungsladen:
Ein Ortsbesuch in Kolumbien. *René Zeyer*

Katholisches Abenteuer
Matthias Matusseks
Pfingstreise nach Rom

4 194407 007406 21

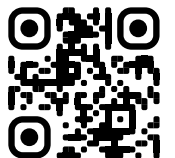




SANTOS

DE

Cartier



Die Schweizer Lösung gegen Fuss- und Gelenkschmerzen.

Dank dem kybun Luftkissen-Schuh wieder Freude am Gehen.

www.kybun.swiss



kybun 
Switzerland



Schweizer Erfinder
und Pionier für gesundes
Gehen und Stehen.

Karl Müller
Dipl. Ing. ETH,
Bewegungswissenschaftler

Frieden auf der Welt

Tegernsee

Auch Deutschland ist ein wunderschönes Land. Selbstverständlich. Wir sind zu Besuch bei Korbinian Kohler, dem Selfmade-Hotelkönig vom Tegernsee. Der Unternehmer hat hier ein Zauberland für Familien errichtet. Ich kannte die Gegend nur aus Prospekten und Erzählungen, aber es stimmt. Wir betreten ein Paradies. Womit haben wir Menschen eigentlich so schöne Landschaften verdient?

Korbinian entstammt einer Unternehmerfamilie. Die altehrwürdige Papiermanufaktur Gmund, älter als der schweizerische Bundesstaat, produziert seit Generationen edelstes Papier. Sein älterer Bruder hat den Betrieb übernommen. Wir erleben ihn auf der Bühne an der von ihm gegründeten Konferenz «Unfolded», einem Stelldichein der internationalen Papier-, Designer- und Grafikerbranche, auch viele Medienschaffende sind dabei.

Das Wetter ist regnerisch, aber unter den Schleiern von Wolken und Niederschlag funkelt dieser Garten Eden der Gebirge und Gewässer, eine Art St. Moritz Deutschlands, allerdings ohne die Bunkerarchitektur, die so viele Berggebiete verschandelt hat. Ich fühle mich an meine Kindheit erinnert, als wir mit den Grosseltern in den Schwarzwald fuhren. Hier ist die Welt in Ordnung.

Korbinian Kohler hatte während ein paar Jahren zusammen mit seinem Bruder den väterlichen Betrieb geleitet, dann machte er sich als Immobilienentwickler selbständig und stieg ins Hotelgeschäft ein. Sein Rezept: Mach es anders und besser als die andern. «Bachmair Weissach» heisst die von ihm aufgebaute Gruppe, es sind hochinnovative, sympathische Familienhotels.

Warum ich das erzähle? Weil Deutschland momentan im Negativismus versinkt. Tägliche Lawinen schlechter Nachrichten drücken aufs Gemüt. Die Deutschen sind noch selbstkritischer als die Schweizer, vielleicht auch melodramatischer, darum leiden sie lauter an sich als wir. Kohler ist eines jener Millionen Gegenbeispiele, die es eben auch gibt, über die man aber zu wenig redet.

Auch am zauberhaften Tegernsee begegnet einem die deutsche Angst. Viele sehen schwarz für die Zukunft. Man ist zwar entsetzt über den Krieg in der Ukraine, niemand verteidigt hier die Russen, aber ich spüre, dass die Leute, mit

denen wir reden, auch das um sich greifende Weltkriegsieber stark beschäftigt. Einige fragen mich, wie man am schnellsten Schweizer wird. Antwort: Bleibt hier!

Das ist nicht als Abwehr gemeint oder unfreundlich. Ich bin der festen Meinung, dass Deutschland – wie die Schweiz, wie alle Länder – grossartig ist. Die Deutschen sind Weltmeister der Tüchtigkeit. Es grenzt an ein Weltwunder, wie sie nach dem Zweiten Weltkrieg

Hier am Tegernsee schöpfe ich Kraft – und Zuversicht. Es gibt so viele vernünftige Menschen.

ihren Trümmerhaufen in eine blühende Landschaft verwandelt haben. Da sind die heutigen Probleme fast nichts dagegen. Die Deutschen müssen sich wieder um Deutschland kümmern – die Chancen sind gigantisch.

Klar, wie wir alle im Westen sind auch die Deutschen im Überfluss etwas dekadent geworden. Mit Goethe: «Nichts ist schwerer zu ertragen als eine Folge von guten Tagen.» Die Wähler wählten grün, die Mehrheit hängt den

Gutmenschen raus. Man schaute den Politikern zu wenig genau auf die Finger, auch den bürgerlichen, und heute haben viele das Gefühl, sie würden von Flaschen regiert.

Mag ja sein, aber die Flaschen sind ja gewählt worden, und wer eine Flasche wählt, ist am Ende selber eine. Also: Das bequeme Moralisieren über die Unfähigkeit «derer da oben» hilft nicht. In der Demokratie, der am wenigsten schlechten aller bekannten Staatsformen, gilt: Der Wähler ist der Chef. Er muss korrigieren, was er sich selber eingebrockt hat.

Ich glaube an Deutschland. Ich glaube an Europa. Natürlich glaube ich an die Schweiz. Weil ich an die Menschen glaube. Wir sind zwar eine auch durchaus himmeltraurige Spezies mit allerlei unerfreulichen Eigenschaften, doch ebenso sind wir beeindruckend, berührend, endlos faszinierend, sogar im Bösen, und am Ende streben wir, oft ohne es zu wollen, dem Guten zu.

Es stimmt ja. Derzeit ist die Menschheit aus dem Tritt. Die Amerikaner wirken überheblich und etwas paranoid, eine gefährliche Mischung. Die Russen schlagen um sich, weil sie sich nicht geachtet fühlen. Die Chinesen, Klassenstreber der Welt, sind so erfolgreich, dass die alten Platzhirsche im Westen damit nicht fertig werden. Und die Europäer kranken an der von ihnen geschaffenen EU, die nicht funktioniert, weil alle für alles verantwortlich sind und niemand für etwas.

Positiv formuliert: Es kann nur aufwärtsgehen. Oder nennen wir es angewandtes Gottvertrauen: Ich kann mir nicht vorstellen, dass die Menschen ihren Planeten, ihre einzige Heimat, in einem Strudel von Wahnsinn oder in sinnlosen, eigentlich von niemandem gewollten Kriegen verheizen werden. Nicht nachhaltig ist die Verrücktheit der Gegenwart, und deshalb sind Veränderungen zum Guten unvermeidlich.

Hier am Tegernsee schöpfe ich Kraft – und Zuversicht. Es gibt so viele vernünftige Menschen. Keiner ist zufrieden damit, wie es läuft. Alle möchten es anders und besser machen. Wie Korbinian. Ist das nicht überall so auf der Welt? Die Menschheit steht immer mal wieder neben den Schuhen, auch heute. Aber alle wissen: Wir müssen Frieden machen, zusammenarbeiten. Es kommt gut. R. K.



Schweiz nach dem Klima-Gesetz, Niall Ferguson über eine zweite Ära Trump, Jungärzte-Jammeri gefährden Patientensicherheit, Guantánamo-Methoden, Matthias Matusseks Reise in den Vatikan

Alles deutet auf ein Ja zum Klimagesetz am 18. Juni hin. Was auf den ersten Blick gut klingen mag, hat weitreichende Konsequenzen. Der Ausbau der erneuerbaren Energien wird die Schweiz in einem Ausmass verändern wie wohl kein anderes Projekt in der Geschichte des Landes. Die Alpen sollen mit Solarpanels vollgepflastert werden, im Mittelland müssen Tausende von Windturbinen aufgestellt werden. Der Streit um das Solarkraftwerk im Oberwallis und die Opposition gegen einen Windpark im Thurgau geben einen ersten Eindruck dessen, was auf die Schweiz zukommt. **Seite 14**

Seit Donald Trump seine erneute Kandidatur als US-Präsident bekanntgegeben hat, benimmt sich Joe Biden wie ein junges Reh. Die Parteistrategen der Demokraten bestärken den Achtzigjährigen in dem Gefühl, dass er Trump erneut schlagen wird. Sie glauben, dass Trumps juristische Probleme ihm am Ende das Genick brechen werden. Diese «Ansichten offenbaren einen Mangel an Fantasie», schreibt Niall Ferguson. Der schottische Historiker und einer der gefragtsten Intellektuellen der Gegenwart legt in einem Essay dar, warum er überzeugt ist, dass Trump 2024 erneut ins Weisse Haus einziehen wird. **Seite 22**

Regelmässig jammert der Verband Schweizerischer Assistenz- und Oberärzte (VSAO) auf allen Kanälen über Überlastung, Stress und Burnouts. Mit diesem wehleidigen Opferstatus des medizinischen Nachwuchses kann Professor Othmar



Wunder von Rom:
Matussek in der Ewigen Stadt.

Schöb von der Klinik Hirslanden in Zürich nichts anfangen. Der frühere Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Chirurgie hat nie weniger als achtzig bis hundert Stunden pro Woche gearbeitet und sich immer für die Weiterbildung engagiert. Das Problem der Übermüdung und der damit verbundenen Patientengefährdung sei ein gutgepflegter Mythos. Gefährlich für die Patienten sei vielmehr die mangelnde Kontinuität der Betreuung. **Seite 28**

Ein Häftling des US-Gefangenenlagers Guantánamo, der im Rahmen des Folterprogramms

der CIA nach dem 11. September 2001 als Versuchskaninchen für brutale Verhörmethoden benutzt wurde, hat die bisher umfassendsten wirklichkeitstreuen Bilder über die brutalen Methoden vorgelegt, denen er ausgesetzt war. Pierre Heumann sprach mit dem Anwalt des Gefangenen, zudem mit einem Psychiater, der die Verhörmethoden in Guantánamo analysiert, und mit einem pakistanischen Ex-Insassen, der mit einem mehrjährigen, rekordverdächtig langen Hungerstreik gegen die Haftbedingungen protestiert hat. **Seite 44**

Die Rom-Hommage unseres Autors Matthias Matussek, ein Abenteuerbericht über die katholische Kirche und ihren Glauben, könnte auf Leser der *Weltwoche* wirken wie eine trotzige Replik auf Chefredaktor Roger Köppels Auffahrts-Editorial über den Calvinismus – nichts könnte verkehrter sein. Denn Matussek hatte sich bereits Wochen vorher auf den Weg in die Ewige Stadt gemacht, da ein Festkommers des katholischen Cartellverbands «Capitolina» anstand und darüber hinaus ein Zusammentreffen mit dem Schriftsteller Martin Mosebach winkte, der sich dort für einen neuen Roman inspirieren lässt. Mit ihm und anderen katholischen Weggefährten wie den Kardinälen Brandmüller und Cordes sowie dem Autor Paul Badde liess Matussek die Wunder der Stadt auf sich wirken und kam aus dem Staunen nicht heraus. Rechtzeitig zum Pfingstwochenende ist seine Reportage fertig geworden. **Seite 53–58**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Anzeigenleitung:** Philip Hofmann. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

**INKL.
KRIBBELNDER
SCHWATZ
MIT STROMER
ROBIN.**



**Wo gute Gespräche beim
Einkaufen noch dazu gehören.**

Im Volg hat eine spontane Unterhaltung genauso Platz, wie die vielfältigen Produkte des Alltags. Immer in der Nähe, immer überschaubar und stets mit einer persönlichen Note, prägt Volg mit seinen rund 600 Läden das Dorfleben in der Schweiz.

Volg
frisch und fründlich



Mama Staat: Mariana Mazzucato. Seite 26



Nie war eine Frau schöner: Anita Ekberg. Seite 43



Gut scheinen: Fabian Molina. Seite 36

DIESE WOCHE

- 4 Editorial
- 6 Intern
- 10 Eilmeldung Henry Kissinger:
Ein echter Intellektueller
- 11 Peter Rothenbühler
Liebe Meghan, lieber Harry
- 13 Bern Bundeshaus Philipp Matthias Bregy:
Der auf allen Hochzeiten tanzt
- 14 Willkommen in der neuen Schweiz
Folgen des Klimagesetzes
- 16 Forschung Gletscher kommen und gehen
- 17 Weniger Schäden, weniger Tote
Studien widerlegen Klimabesorgte
- 18 Weisheit des Herzens
- 19 Personenkontrolle
- 19 Nachruf Michael E. Dreher
- 20 Mörgeli Messerstechen von Fall zu Fall
- 20 Pascal Hollenstein Sprecher von Jolanda
Spiess-Hegglin und Karin Keller-Sutter
- 21 Peter Bodenmann
Die schönere Jungfrau hat Verspätung
- 22 Donald Trump
Amerikas nächster Präsident
- 24 «Russia-Gate» Der Durham-Report
- 26 Mariana Mazzucato
Robert Habecks Lieblings-Ökonomin
- 27 Kurt W. Zimmermann
«Dazu will ich mich nicht äussern»
- 28 Gejammer der Jungärzte-Gewerkschaft
Klagen über zu lange Arbeitszeiten
- 30 Herbert Kickl
Selenskyj-Flop in Österreich
- 31 Grüne legen sich in den Windschatten
Rad-WM 2024 in Zürich

- 32 Volkssport Sadomaso
Die Lust am Erniedrigen und Erniedrigt-
Werden erobert den Mainstream
- 34 Inside Washington
- 34 Ursula von der Leyens teures
Hütchenspiel EU-Deal mit Pfizer
- 35 Herodot
- 36 Swissaid hilft sich selbst
Das Hilfswerk der linken Politprominenz
- 39 Anabel Schunke
Beruhigungspille, die beunruhigt
- 40 China auf den Spuren der alten Römer
Konflikt im Südchinesischen Meer
- 42 Jeffrey Sachs
Wie die reichen Länder die armen ruinieren
- 43 Anita Ekberg
Venus aus dem Brunnen
- 44 Amerikas Foltermethoden
Dokumente von Guantánamo-Insassen
- 47 Roger Schawinski
Ausweitung der Klatschzone
- 48 Erling Braut Håland
Robo-Wikinger im Seidenpyjama
- 49 Tamara Wernli
Misanthrop für einen Tag
- 50 Leserbrief
- 51 Nachrufe
Martin Amis, Helmut Berger
- 52 Beat Gygi
Heisses Spiel mit fremden Vögten

PFINGSTEN: GÖTTLICHES ROM

- 53 Katholisches Abenteuer
Die christliche Welt der Wunder
lebt weiter, zumindest in Rom

LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Henry David Thoreau
Kunst der Selbstfindung
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Bibel
- 66 Lauter Dingsdas im All
Hype um «Guardians of the Galaxy»
- 68 Fernsehen
- 68 Ausstellung «Free to Run»
- 69 Pop Everything But the Girl
- 70 Kunst Renoir und Monet
- 71 Serien «Shrinking»
- 71 Jazz Mathias Rüegg

LEBEN HEUTE

- 72 Wunderbare Welt
- 72 Unten durch
- 73 Frauen
- 74 Thiel Indien
- 74 Häuser
- 76 Bei den Leuten Swiss Music Awards
- 78 Essen
- 78 Wein
- 79 Auto
- 79 Objekt der Woche
- 80 Zeitzeichen
- 80 Fragen Sie Dania
- 81 Mittagessen mit ...
Nathalie Seiler-Hayez
- 82 Das indiskrete Interview
Manu Burkart, Komiker

PORSCHE

Das Aufregendste, was man mit Strom machen kann.

DER VOLLELEKTRISCHE TAYCAN

Er ist das Ergebnis von 75 Jahren Ingenieurskunst und Sportwagen-Leidenschaft. Ein Auto, wie es unser Firmengründer Ferry Porsche gebaut hätte: wegweisend und schnell genug, um der Zukunft voraus zu sein. Erfahren Sie mehr zum Taycan sowie zu unserem 0.75%* Jubiläums-Leasing unter: www.porsche.ch/taycan

0.75% | Jubiläums-Leasing
auf alle sofort verfügbaren Neuwagen.*



75

*Leasingberechtigt sind alle Lagerfahrzeuge im Bestand sowie alle nicht mehr änderbaren Lagerfahrzeuge im Zulauf. Preisbeispiel Neuwagen: Porsche Taycan Turbo S, Barkaufpreis: CHF 225'300.-; Laufzeit: 36 Monate; 10'000 km pro Jahr; 1. grosse Leasingrate: 20% vom Barkaufpreis (CHF 45'060.-); Leasingrate ab dem 2. Monat: CHF 2'216.-; effektiver Zinssatz: 0.75%, Vollkasko nicht inbegriffen. Alle Preise verstehen sich inkl. MwSt. Änderungen vorbehalten. Die Aktion ist gültig vom 01.04.2023 bis 17.06.2023 (massgebend ist das Datum der Antragseinreichung). Die Kreditvergabe ist verboten, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt (UWG Art. 3). Ein Angebot von Porsche Financial Services Schweiz AG in Kooperation mit BANK-now AG. Für ein verbindliches Angebot wenden Sie sich bitte an Ihr Porsche Zentrum. Gilt nur in teilnehmenden autorisierten Porsche Zentren.

Ein echter Intellektueller

Henry Kissinger wird dieser Tage hundert Jahre alt. Selten war sein Denken so wichtig wie heute.

Andrew Roberts

Auf dem Schreibtisch, an dem ich diesen Artikel schreibe, steht ein Foto von Henry Kissinger mit der Widmung «Für Andrew von seinem Freund und Bewunderer Henry». Er erwarten Sie also bitte nicht, dass dieser Artikel zu seinem hundertsten Geburtstag völlig objektiv ist. Ich glaube allerdings, dass das Zentenarium eines so aussergewöhnlichen Mannes ein Ereignis ist, das weit über seinen Freundeskreis und seine Familie hinaus gefeiert werden sollte.

Grundsätze von Kant

Viele globale Ereignisse der letzten achtzig Jahre wurden mit Dr. Henry Kissinger in Verbindung gebracht. Er kam 1923, im Jahr der grossen deutschen Inflation, in Bayern zur Welt und entfloh 1938 mit seiner Familie glücklicherweise dem Land und dem fast sicheren Tod im Holocaust. Am Ende des Zweiten Weltkriegs kehrte er als US-Soldat nach Deutschland zurück und jagte die Kriegsverbrecher der Nazis. In den 1950er Jahren zählte er zu den führenden Köpfen der Atomkriegstheorie, später war er Aussenminister und nationaler Sicherheitsberater unter Richard Nixon, als der Vietnamkrieg beendet wurde (wofür Henry den Friedensnobelpreis erhielt). Er erfand die «Pendeldiplomatie», um den Jom-Kippur-Krieg beizulegen, öffnete Rotchina für den Rest der Welt und versuchte, den Vormarsch des Sowjetkommunismus aufzuhalten.

Nach seinem Ausscheiden aus dem Amt im Jahr 1977 wurde Henry der weltweit führende Kommentator für internationale Politik, leitete die 9/11-Kommission und verfasste mehr als ein Dutzend Bücher, das letzte im Alter von 99 Jahren. Mit Ausnahme seiner Ehe mit der schönen und charmanten Nancy war fast alles, was er in seiner Karriere tat, höchst umstritten. Allerdings kann niemand leugnen, dass sein Leben eng mit den Geschicken unseres Planeten verknüpft war.

Präsidenten, Premierminister und CEOs haben ihn um Rat gefragt. Trotz seines immensen Ansehens ist Henry eine äusserst zugängliche, sogar fidele Person – man muss nur erst den Schock über seine Stimme überwinden, die wie eine Betonmischmaschine mit mechanischen Problemen klingt. Seine funkelnden Augen unter



Eine äusserst zugängliche, fidele Person: Spitzenpolitiker Kissinger.

den schweren Lidern verraten eine Vorliebe für Scherze, gutmütigen Unfug, Klatsch auf hohem Niveau und für ernsthafte Diskussionen.

Echte Intellektuelle sind unter den Spitzenpolitikern der Welt erstaunlich selten. Henry gehört zweifellos zu ihnen, auch wenn er das nicht betont. Er ist ein Mann, der die Grundsätze von Immanuel Kant kannte und versuchte, sie so weit wie möglich in seiner auf Realpolitik beruhenden Entspannungspolitik umzusetzen.

Und da ist sein grossartiger Sinn für Humor, der immer da und auch im höchsten Alter ungebremst ist. Von ihm stammt der berühmte Ausspruch «Macht ist das ultimative Aphrodisiakum», was er sicher mit einem Lächeln im Gesicht gesagt hat, wie auch die sarkastische Bemerkung, dass Streitigkeiten zwischen Akademikern so bösartig seien, «weil so wenig auf dem Spiel steht». Seine Haltung zum Iran-Irak-Krieg in den 1980er Jahren war ebenso prägnant wie aufschlussreich: «Schade, dass sie beide nicht verlieren können.» Die Leser seiner Bücher wer-

den sich, auch lange nachdem er in den grossen West Wing im Himmel gegangen sein wird, an seinen Aphorismen und Bonmots vergnügen.

Entscheide mit Nixon und Ford

Henrys Vermächtnis wird noch jahrzehntelang, vielleicht sogar jahrhundertlang zu diskutieren geben. Man wird ihn für die grossen politischen Entscheidungen preisen und tadeln, die er mit Richard Nixon und Gerald Ford zu einer Zeit traf, in der – woran wir uns erinnern sollten – niemand ahnen konnte, dass die Berliner Mauer nur zwölf Jahre nach Henrys Ausscheiden aus dem Weissen Haus fallen würde. Die Entscheidung der Nixon-Regierung von 1973, sich voll und ganz mit China einzulassen und das Land in das internationale System einzubinden, wird daran gemessen werden, wie sich China in den kommenden Jahrzehnten verhält.

Andrew Roberts ist Historiker und Professor am King's College London.

Liebe Meghan, lieber Harry

Die abenteuerliche Geschichte von den Paparazzi, die Sie mitten in New York zwei Stunden lang verfolgten und dass dies beinahe zu schweren Unfällen geführt hätte, nimmt Ihnen niemand ab.

Auch das Märchen von der Schuld der Paparazzi am Tode Ihrer Mutter sollten Sie uns einfach nicht mehr auftragen: Schuld am schweren Unfall im Tunnel beim Pont de l'Alma in Paris war der besoffene Chauffeur des Hotels. Wenn es bei Ihrer angeblichen Verfolgungsjagd zu einem Unfall gekommen wäre, dann wären nur Sie selbst schuld gewesen. Denn es gibt bei der Verfolgung durch Paparazzi eigentlich nur eine Methode: aussteigen und grüezi sagen. So wie es Dustin Hofmann, Al Pacino, Robert De Niro oder andere Weltstars machen. Dann ist nämlich die Luft raus. Und niemand kann eine Skandalstory schreiben.

Nun, da Sie darauf beharren, sich weiterhin als Opfer der angeblich gefühllosen Königs-



Narzissen und Brandbeschleuniger: Meghan und Harry.

familie und der bösen Medien darzustellen, und offenbar finster entschlossen sind, am selbstinszenierten Melodrama ständig weiterzurühren, um im Gespräch zu bleiben, müssen Sie auch damit rechnen, dass das Publikum so langsam genug hat von dem Gejammer. Und: Wer sich in einer Netflix-Serie privat entblösst

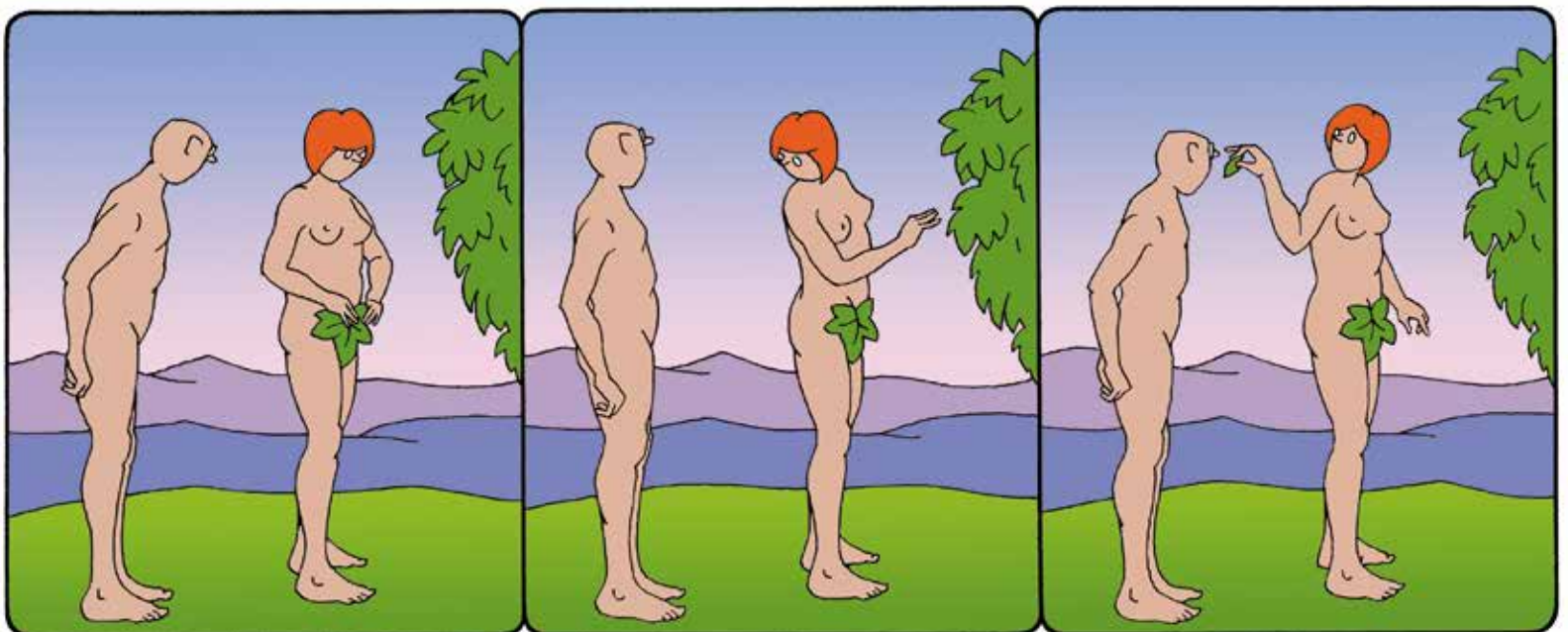
bis zum Bruderstreit in der Küche, der kann nicht alle Storen runterlassen, wenn das Interesse am blessierten Persönchen mal geweckt ist.

Okay, Sie machen Ihr Spiel erfolgreich, gehören in Amerika nach wie vor zu den beliebtesten *people*. Die Amis haben halt eine Schwäche für hysterische Drama-Queens, vorübergehend. Und wenn Sie nicht in der Bedeutungslosigkeit verschwinden wollen, müssen Sie diese Aufmerksamkeit ständig neu füttern oder, wie die Heilsarmee sagt, den Topf am Kochen halten, damit am Schluss Ihre Kasse stimmt.

Da war die angebliche Paparazzi-Verfolgungsjagd, die das traumatisierte Königsöhnchen und seine Narzisse so spontan an den Tod der Mama erinnert, tatsächlich ein hervorragender Brandbeschleuniger.

Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler

BARTAK





Exklusives Leserangebot: «Die fünfte Nacht geschenkt – mit 3/4-Verwöhnspension!» Grosse Welt am Tegernsee

In bequemer Fahrdistanz zur Schweiz gelegen, hat sich die ehemalige Heimat von Franz-Josef Strauss als neue In-Destination etabliert. Hier in Südbayern hat der Unternehmer Korbinian Kohler einen abwechslungsreichen touristischen Kosmos mit internationalen kulinarischen Einflüssen geschaffen.

Bodenständiger Luxus vor atemberaubender Alpen-Kulisse: Das ist seit Jahrzehnten das Versprechen der Region Tegernsee an ihre Bewohner, Gäste und Besucher. Vor zwölf Jahren machte sich Unternehmer Korbinian Kohler mit dem Erwerb des traditionsreichen Hotels «Bachmair Weissach» daran, das touristische Angebot am Tegernsee behutsam zu modernisieren.

Das «Spa und Resort Bachmair Weissach» setzt touristische Massstäbe. Zum einen verbindet es moderne Eleganz mit dem einzigartigen Tegernseer Stil zu einem behaglichen und neuartigen Erlebnis. Zum anderen hat Hotelier Korbinian Kohler rund um sein Stammhaus eine abwechslungsreiche Welt erschaffen. Den neuesten Zuwachs stellt die im September eröffnete Uniquely Designed Edutainment-Attraktion «Tegernsee Phantastisch» dar, welche kontrastreiche Spiel- und Unterhaltungswelten mit Virtual-Reality-Erlebnissen beherbergt. Die ideale Beschäftigung an kühleren Tagen!

Ein weiteres einzigartiges Merkmal sind die diversen international geprägten Restaurants auf höchstem Niveau. So bietet die «Mizu Sushi Bar» weltmännisches Flair mit Cocktail-Kreationen, die man genauso gut in London oder New York finden könnte. Und das direkt am See gelegene «Clubhaus» lockt mit einer vielfältigen Küche des östlichen Mittelmeerraums. Auch die Liebhaber asiatischer Fusionsküche oder italienischer Genusskultur kommen auf ihre Kosten.

Unvergessliche Genussmomente

Ob traditionell-bayerische Schmankerl, ein Weisswurst-Frühstück im «Gasthof zur Weissach», Fondue-Erlebnisse in der «Kreuther Fondue Stube», levante Grill-Erlebnisse im «Clubhaus» oder Sushi-Spezialitäten in der «Mizu Sushi Bar» – kulinarische Glücksmomente sind hier garantiert. Im Rahmen der 3/4-Verwöhnspension können Sie jeden Abend in eine andere kulinarische Destination eintauchen.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Leserangebot: «Die fünfte Nacht geschenkt»

Erleben Sie Ihren sechstägigen Aufenthalt mit 5 Übernachtungen und unsere kulinarische Vielfalt im «Spa und Resort Bachmair Weissach», und erhalten Sie eine Nacht geschenkt. Für Sie immer inbegriffen: die 3/4-Verwöhnspension! Unsere Restaurants bieten Ihnen eine einzigartig vielfältige Küche.

- «Gasthof zur Weissach» mit gehobener alpenländischer Küche
- «Mizu Sushi Bar»
- «Clubhaus» mit kreativer Levante-Küche
- «Kreuther Fonduestube»
- «Boom Boom Restaurant» mit *modern asian style*
- Italienisches Restaurant «Gardone»

Bitte beachten Sie die geltenden Öffnungszeiten und -tage sowie die entsprechenden Anreisedetails. Limitiertes Spezialangebot für *Weltwoche*-Leser, gültig nach Verfügbarkeit.

Exklusiv bei:

Spa & Resort Bachmair Weissach
Wiesseer Str. 1, 83700 Kreuth, Deutschland
Telefon: +49 8022 2780
hello@bachmair-weissach.com
www.bachmair-weissach.com

Anfragen bitte direkt an
reservierung@bachmair-weissach.com
Promocode: PlatinClub

Der auf allen Hochzeiten tanzt

Mitte-Fraktionschef Philipp Matthias Bregy gehört zu den eifrigsten Pöstchenjägern in Bern. Beim Klimaschutzgesetz kommt er sich nun selber ins Gehege.

Er muss sich beherrschen, er gestattet sich nicht einmal ein feines Lächeln, als er das in Walliserdeutsch gehaltene Gedicht «Abusitz» von Moritz Gertschen im Nationalrat vorträgt. Es läuft gerade die Mai-Sondersession, und traktandiert ist eine Motion des St. Galler Ständerates Lukas Reimann (SVP), der für Debatten auf Schweizerdeutsch kämpft. Philipp Matthias Bregy will ihm mit diesen Versen beweisen, wieso Schweizerdeutsch im Ratssaal nicht ratsam ist: weil es für andere Eidgenossen nicht verständlich ist. Aber mit diesem Gedicht hätten selbst Walliser Mühe, denn niemand spricht mehr ein so krasses Walliserdeutsch, wie es im «Abusitz» vorkommt.

Der Auftritt ist typisch Bregy. Der Mitte-Fraktionschef, der immer einen guten Spruch auf den Lippen hat, wenn er mit wiegenden Schritten durch die Wandelhalle schlurft, ist ein eigentliches Phänomen. Wie sonst könnte der Hansdampf in allen Gassen Vizepräsident der Walliser Sektion des Touring Club werden, obwohl er keinen Führerausweis besitzt? Oder Präsident des Such- und Rettungshundevereins Redog, wenn ihm eine fast panische Angst vor Hunden nachgesagt wird?

Gegen die Hauseigentümer

Nun ist der Fraktionschef wegen einer anderen seiner unzähligen Nebenbeschäftigungen im Gerede. Bregy sitzt im Vorstand des Hauseigentümerversands (HEV) und kassiert dafür eine Entschädigung. Der Verband lehnt das neue Klimagesetz deutlich ab, was nebst Bregy eine ganze Reihe von Politikern, die dem HEV-Vorstand angehören, ins Dilemma stürzte, weil ihre Parteien das neue Gesetz unterstützen. Die Aargauer Nationalrätin Maja Riniker (FDP) und die Thurgauer Ständerätin Brigitte Häberli-Koller (Mitte) lösten das Problem so, dass sie sich im bisherigen Abstimmungskampf zurückhielten.

Anders Bregy: Er setzte sich in Inseraten im *Walliser Boten* prominent als Befürworter des Klimaschutzgesetzes in Szene. Er rechtfertigte



Magie der Nebenjobs: Nationalrat Bregy.

sich: In einer Partei wie auch in einem Verband habe es durchaus Platz für unterschiedliche Meinungen, dies zeige auch die Haltung der verschiedenen HEV-Kantonalsektionen. «Mein Engagement als Präsident der Mitte-Fraktion hat sich aber bisher auf wenige Inserate beschränkt.»

Wer könnte dem Oberwalliser deswegen auch böse sein? Bregy tut alles, um beim Publikum gesellig und volksnah herüberzukommen. Dafür lässt er kaum eine Veranstaltung aus,

Er lässt kaum eine Veranstaltung aus, um beim Publikum gesellig und volksnah herüberzukommen.

wie sich am Beispiel des ersten Maiwochenendes aufzeigen lässt. Am Freitag trat er bei der «Aktion Wütblick» in Visp auf, einer Veranstaltung für sehbehinderte Menschen. Am Samstag schwang er eine Rede bei den Goudron Bike Days in Brig und eilte gleichentags nach Oberwald zum Forum Goms. Den Sonntag verbrachte er beim «Gantertrüch» in Ried-Brig

und beim Hundert-Jahr-Fest des Brauviehverbandes in Münster. Das muss ihm erst mal einer nachmachen.

Mission in Südamerika

Politisch hat sich dieser Stil für ihn bisher ausgezahlt. Nach zwei Jahren im Nationalrat war er bereits Fraktionschef. Nun ist er als Präsident der parlamentarischen Untersuchungskommission im Gespräch, die das Debakel um die Credit Suisse durchleuchten soll. Der endgültige Entscheid, ob eine solche Kommission eingesetzt wird, ist zwar noch nicht gefallen, im *Blick* wurde er aber schon vor Wochen als möglicher Anwärter lanciert.

Bregy sprach einst schwärmerisch von der Magie des Bundeshauses. Möglicherweise besteht für ihn der Zauber vor allem darin, viele Nebenjobs an Land zu ziehen. Der frühere SP-Präsident Peter Bodenmann bezeichnete den hyperaktiven Pöstchenjäger deshalb als «Söldner» in

Diensten des deutschen Stromkonzerns Energie Baden-Württemberg, weil der Oberwalliser im Verwaltungsrat von Schweizer Tochtergesellschaften dieses Unternehmens sitzt.

Der Nebenjob ist nicht ganz konfliktfrei. Einerseits geht Bregy mit dem Klimaschutzgesetz hausieren, das sich den Ausstieg aus Öl und Gas auf die Fahne geschrieben hat – und handkehrum steht er indirekt im Sold eines Konzerns, der mit Strom aus Kohlekraftwerken Geld scheffelt. Bregy sieht das anders: «Die börsenkotierte Energiedienst AG, in deren Aufsichts- und Verwaltungsrat ich sitze, ist spezialisiert auf Naturenergie, insbesondere Wasserkraft und Solarenergie, und vollständig klimaneutral», so der Mitte-Politiker.

Die letzten Tage weilte Bregy mit Nationalratspräsident Martin Candinas und dem Ratsbüro in Brasilien und Uruguay. Um sich in Südamerika selbst zu inszenieren, verursachte die Reisegesellschaft achtzehn Tonnen CO₂-Emissionen, während man zu Hause für den Klimaschutz missioniert. Das ist an Heuchelei und Scheinheiligkeit nicht mehr zu überbieten.



Höher als der Zürcher Prime Tower: Elm mit Piz Segnas, Piz Sardona und Laaxer Stöckli.

Willkommen in der neuen Schweiz

Sie wird nach dem Klimagesetz nicht wiederzuerkennen sein.

Marcel Odermatt

Es ist das vielleicht ambitionierteste Projekt der Schweizer Geschichte: Bis 2050 soll das Land klimaneutral werden. Heute wird die Energieversorgung zu 60 Prozent durch fossile Brenn- und Treibstoffe gewährleistet. Sollte das Klimagesetz am 18. Juni angenommen werden, müsste dieser Anteil durch Strom ersetzt werden, der wiederum CO₂-neutral produziert würde. Durch den gleichzeitigen Ausstieg aus der Atomenergie wäre die Schweiz auf noch mehr Elektrizität aus Wasserkraft, Wind- und Sonnenenergie angewiesen.

Welche Folgen hat diese Politik? Fest steht, dass der Zubau erneuerbarer Energien viel mehr Probleme verursachen wird, als sich die meisten Bürger heute vorstellen können.

Die Gemeindeversammlung im thurgauischen Thundorf gab vor einigen Tagen einen Eindruck davon, worauf Bevölkerung und

Bern

Behörden zusteuern. Drei Stunden lang stritten die Bürger über den geplanten Windpark auf dem Wellenberg. Am Ende wurde beschlossen, dass zwischen Windturbinen und Wohngebieten ein Mindestabstand von 850 Metern bestehen müsse. Nun ist der geplante Windpark gefährdet, es fehlt der Platz für die Anlage. Die Bürger gehen damit in Opposition zum Kanton. Der Grosse Rat hatte es abgelehnt, eine Sicherheitsdistanz zuzulassen.

Mehr als 4000 Windturbinen

Der Fall könnte bis ans Bundesgericht weitergezogen werden, der Bau sich um Jahre verzögern. Das sind schlechte Nachrichten für die Befürworter der Energiewende, denn bis 2050 soll die Windkraft 7 Prozent des Strombedarfs decken. Heute sind es bloss 0,3 Prozent. Um das zu erreichen, sind laut einer ETH-Studie mindestens 760 Windturbinen schweizweit notwendig – das Zwanzigfache von heute.

Davon etwa 260 im dichtbesiedelten Mittelland. Andere Studien rechnen mit einer noch viel grösseren Anzahl: Die Rede ist von 4000 und mehr Geräten.

Die Abstandsregel wird bald auch im Bundeshaus zum Thema. SVP-Nationalrätin Therese Schläpfer (ZH) hat einen entsprechenden Vorstoss eingereicht. Sie möchte den Mindestabstand von Windkraftanlagen zu Siedlungsgebieten und bewohnten Immobilien auf mindestens das Siebenfache der Gesamthöhe der Windkraftwerke festlegen.

Dass die Bürger im Thurgau die Reissleine zogen, ist kein Zufall. Vielen wird erst bewusst, was die Grosswindräder bedeuten, wenn ein Plan vorliegt. Im Entlebuch steht auf der Anhöhe Lutersarni eine Windenergieanlage, die laut Axpo den jährlichen Stromverbrauch von 600 Vier-Personen-Haushalten deckt. Die Höhe der Anlage beträgt 120 Meter, der Durchmesser des Rotors misst 82 Meter. Der Stahlkoloss ist



damit höher als der Prime Tower in Zürich, der mit seinen 36 Etagen alle Gebäude der grössten Schweizer Stadt überragt.

Schattenwurf von über tausend Metern

Kein Wunder, bereiten die Installationen den Immobilienbesitzern wenig Freude. Wer sich in deren Nähe begibt, nimmt ein beständiges Surren wahr. Dass der Lärm pulsierend ist, macht ihn besonders lästig. Dazu produzieren sie einen Schattenwurf von über tausend Metern. Auch auf die Natur nehmen die Windanlagen wenig Rücksicht. Die rund fünfzehn Tonnen schweren Rotoren sind Sondermüll und werden heute meistens geschreddert und verbrannt. Das Recycling der mit Kunststoff verklebten Platten ist ungelöst. In Deutschland entsorgte man vor 2019 schon 2000 Rotorblätter, 2024 sollen es bereits 15 000 sein.

Damit nicht genug: Ein Windrad benötigt ein Betonfundament mit rund 700 Tonnen Stahl. Abhängig von der Bodenbeschaffenheit, müssen die Pfähle bis fünfzehn Meter in den Boden getrieben werden. Die Lebenszeit der Anlagen beträgt 20 bis 25 Jahre. Für den Zugang braucht es sechs Meter breite asphaltierte Strassen durch Wald und Kulturland sowie Leitungen, um den Strom abzutransportieren.

Man stelle sich vor, was in den nächsten Jahren passieren wird: Wie viele Einsprachen

von Hauseigentümern, Mietern oder Waldbesitzern werden das System lahmlegen? Wenig überraschend versuchen Bundesrat und Parlament, die Rechte der Bürger und Gemeinden einzuschränken. Der Nationalrat hat im Frühling einem dringlichen Bundesgesetz

Ein Windrad benötigt ein Betonfundament mit 700 Tonnen Stahl.

zur Windenergieoffensive zugestimmt. Die Gemeinden sollen entmachtet werden, die Kantone können die Bewilligungen für die Anlagen im Alleingang erteilen. In der Sommersession stimmt der Ständerat über den Vorstoss ab. Mit dieser Massnahme möchten die Behörden die unzufriedenen Bürger in Schach halten.

Der ungewöhnliche Schritt zeigt auch die Bedeutung der Abstimmung über das Klimagesetz vom 18. Juni: Die Vorlage nagelt in einer Bestimmung fest, dass die Schweiz bis 2050 unter dem Strich keine Treibhausgase mehr ausstossen darf. Welche Massnahmen dafür gebraucht werden, lässt der Erlass offen.

Wenn der Souverän ja sagt, wird sich das politische Establishment immer wieder auf diese Abstimmung berufen können: Die Stimmbürger nahmen die Vorlage an, wir setzen

jetzt nur den Volkswillen um, wird es heissen. Das geht so weit, dass Gegner der Vorlage befürchten, der Bundesrat könnte sogar zum Notrecht greifen, um Massnahmen durchzusetzen.

Die Schweiz, zugestellt mit Hunderten von Windturbinen, die verstreut die Landschaft zerstören, ist jedoch nur ein Aspekt. Der Bund will gleichzeitig bis zum Jahr 2050 rund 20 Prozent des derzeitigen Strombedarfs durch Fotovoltaik decken – fünfzehnmal mehr als heute. Dafür werden alle Hebel in Bewegung gesetzt. Die Lobbyorganisation Swissolar will etwa «Immobilienbesitzende dazu verpflichten, Solarenergie zu produzieren».

GAU in Grenchiols

Der Bund möchte ganze Alpenlandschaften mit Solaranlagen zupflastern. Aber auch hier zeigt sich die gleiche Entwicklung wie bei der Windenergie: Der Widerstand nimmt stetig zu. Sobald sich die Bevölkerung mit der Sache befasst, geht sie auf Distanz. Das vollmundig angekündigte Musterbeispiel des Solarkraftwerks Grenchiols im Goms wird nur einen Sechstel dessen produzieren, was angedacht war. Die anfängliche Euphorie ist verflogen. Plötzlich stehen die für den Bau notwendigen Zehntausende von Lastwagenfahrten ins kleine Dorf im Zentrum. Oder die 900 000 Solarmodule auf Stelzen mit ihren Fundamenten, die in den

FORSCHUNG

Gletscher kommen und gehen

Das Klimagesetz, das am 18. Juni zur Abstimmung gelangt, ist eng mit dem Thema Gletscher verbunden. Die Gesetzesvorlage wurde als indirekter Gegenvorschlag zur Gletscherinitiative entworfen, und die Befürworter argumentieren mit der Behauptung, mit einem Ja könne man praktisch die Gletscher retten. Seit Jahren beklagen Medien, Interessengruppen und Politiker schmelzende Gletscher und belegen das oft mit dramatischen Bildern oder Grafiken. Dass jedoch Gletscher schon in früheren Zeiten massiv schwanden, wird ausgeblendet. Ebenso, dass sie zwischendurch wieder wuchsen und verloren geglaubte Gletscher wieder «auferstehen» können.

Angst vor einer Eiszeit

Neuere Funde von rund 10 000 Jahre altem Baumholz in heute schmelzenden Gletschern mit Fundorten deutlich über der heutigen Baumgrenze – wie dies etwa aus Arbeiten des Berner Professors Christian Schlüchter bekannt ist – belegen die Existenz höherer Baumgrenzen und folglich milderer Klimaverhältnisse in früheren Zeitabschnitten.

Die Gletscherlängen werden in der Schweiz seit mehr als hundert Jahren meist jährlich ausgemessen. Der Anteil abnehmender Gletscher korreliert gut mit der jährlichen Summe der Monatsmitteltemperaturen grösser Null auf 2500 Metern über Meer. In der Grafik sind drei Perioden sichtbar, in denen der Anteil wachsender und stagnierender Gletscher sehr gering war oder ist. Die ersten beiden Rückzugsphasen von etwa 1900 bis 1910

und von rund 1930 bis 1965 dürften noch bei vergleichsweise moderaten CO₂-Emissionen stattgefunden haben. Daneben sind drei Phasen mit einem hohen Anteil wachsender und stagnierender Gletscher auszumachen, wobei die erste auf einer ziemlich kleinen Stichprobe beruht.

Von besonderem Interesse ist die Phase der wachsenden Vergletscherung zwischen etwa 1975 und 1985. Auf dem Rückzug war damals nur rund ein Viertel aller ausgemessenen Gletscher – wobei die Temperaturen nicht besonders niedrig waren.

Damals warnte der *Spiegel* (Nr. 33/1974) vor einer Katastrophe auf Raten: «Kommt eine neue Eiszeit?» Und weiter in Nr. 3/1977: Klimaforscher hätten die Hauptursache der Eiszeiten erkannt: Unregelmässigkeiten im Lauf der Erde um die Sonne. Die aktuelle Wärmeperiode, sagten sie vorher, gehe zu Ende.

Vor allem die NZZ hatte häufig über die Gletscherentwicklungen berichtet. Im Artikel «Der grosse Schwund der Alpengletscher seit 1857» vom 13. März 1914 stand: «Seit Ende der 1850er Jahre, d. h. seit bald sechs Dezennien, dauert dieser mächtige Gletscherschwund nun kontinuierlich fort; Millionen von Kubikmeter Eis sind dabei verschwunden, Hunderte von Quadratkilometer Terrain aper geworden, und bis zum Jahre 1912 ist noch kein ersichtlicher Stillstand zu konstatieren. [...] Fest steht nur so viel, dass die jetzige Abnahme der meisten unserer Alpengletscher jene von 1830 bis 1840 bei weitem überwiegt.»

René Weiersmüller

Alpenboden auf 2000 bis 2500 Meter Höhe gerammt werden müssten. Die Einheimischen debattieren über ungeklärte Finanzierung und drohende Naturzerstörung.

Auch Touristiker und Landschaftsschützer gehen auf Distanz. 2021 erzielte der Fremdenverkehr in der Schweiz einen Umsatz von 35 Milliarden Franken und finanzierte 158 000 Arbeitsplätze. Was passiert mit dieser Branche, wenn das Land bis zur Unkenntlichkeit mit Windturbinen und Solaranlagen überzogen wird? Gastrosuisse hat darum die Nein-Parole zum Klimagesetz beschlossen.

Das einzige realistische Potenzial, das noch besser ausgeschöpft werden kann, ist die Wasserkraft. Sie hat seit Ende des 19. Jahr-

Das einzige realistische Potenzial, das noch besser ausgeschöpft werden kann, ist die Wasserkraft.

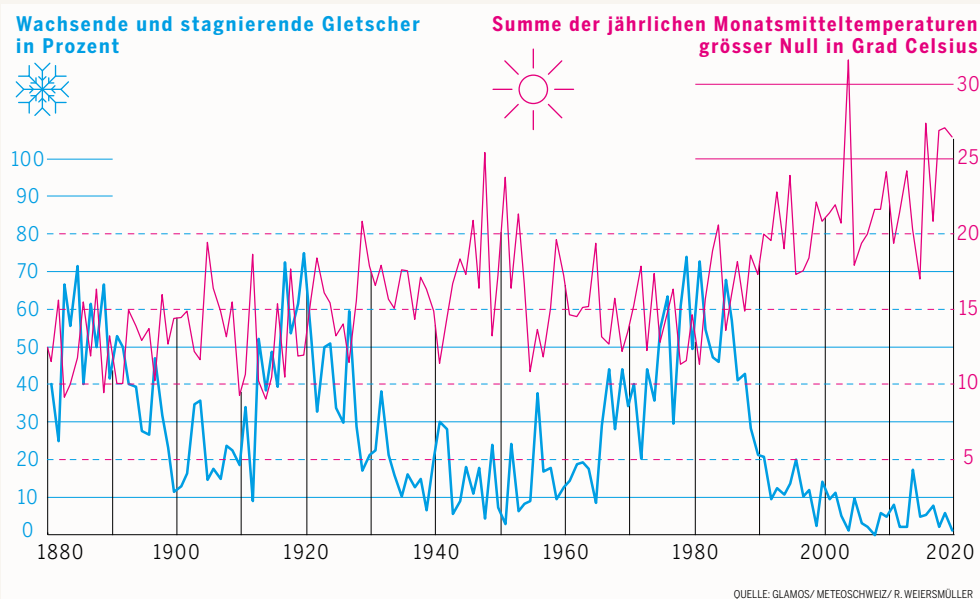
hunderts eine grosse Tradition in der Schweiz und ist vergleichsweise unbestritten. Noch zu Beginn der 1970er Jahre stammten, bei sechs Millionen Einwohnern in der Schweiz, fast 90 Prozent der inländischen Stromproduktion aus der Wasserkraft. Nachdem die Kernkraftwerke ans Netz gegangen waren, sank dieser Anteil bis heute auf 58 Prozent. Im Gegensatz zu Wind- und Solarenergie bietet das Wasserschloss Schweiz «dank ihrer Topografie und beträchtlichen durchschnittlichen Niederschlagsmengen ideale Bedingungen für die Wasserkraftnutzung», wie das Bundesamt für Energie festhält.

Einfach wird aber auch dieser Ausbau nicht. Experten schätzen, dass mehr als 90 Prozent der im Inland erzeugten Wasserkraft schon ausgenutzt sind, die «Zitrone Wasserkraft» ausgepresst sei. Die Zahl der Alpentäler, die sich für diese Nutzung eignen, wird nicht grösser. Wie viele der dreissig geplanten neuen Staudammern sich realisieren lassen, steht in den Sternen.

Was ist mit der Kernenergie?

Das Verrückte an der ganzen Sache ist: Es gibt eine Technologie, die neben der Wasserkraft wie geschaffen ist für die kleinräumige Schweiz, nämlich die Kernenergie. Sie ermöglicht es, auf kleinstem Raum unglaublich viel CO₂-freie Elektrizität zu erzeugen. In den letzten Jahren verbreiteten die Gegner der Atomkraft den Mythos, sie sei unrentabel und nicht wettbewerbsfähig. Mit der Energiestrategie 2050 wurde 2017 ein Bauverbot von neuen Anlagen ins Gesetz geschrieben.

Angesichts des Chaos, auf das die Schweiz mit der angestrebten Klimaneutralität zusteuert, ist es nur eine Frage der Zeit, bis auch hierzulande wieder ernsthafte Diskussionen über neue Atommeiler geführt werden.



Weniger Schäden, weniger Tote

Nehmen klimabedingte Unwetterschäden wirklich zu, wie besorgte Wissenschaftler behaupten? Nein, die Zahl der Naturkatastrophen hat in den letzten 75 Jahren in der Schweiz abgenommen.

Martin Schlumpf

Über 200 besorgte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler werben für das Klimaschutzgesetz, über das wir am 18. Juni abstimmen. Ihre zentrale Aussage: «Wir sind heute schon von den Klimaschäden betroffen, und diese werden sich verstärken.» Damit wiederholen sie das immer wieder vortragene Mantra klimabesorgter Menschen, dass wir gegenwärtig bereits unter den Folgen des menschengemachten Klimawandels leiden würden und dass es immer schlimmer werde.

Aber stimmt das eigentlich? Und vor allem: Wie misst man solche Schäden? Vielleicht geht Ihnen jetzt durch den Kopf: «Was sollen diese Fragen; es ist doch alles klar, die Wissenschaft ist fertig und eindeutig» – wenn dem so ist, zeigt es, wie sehr Sie bereits konditioniert sind, ohne Nachfrage davon auszugehen, dass die Klimafolgen für uns negativ und bereits spürbar sind.

Optimierte Schutzmassnahmen

Einer kritischen Nachfrage hält das Mantra aber nicht stand. Um das zu verstehen, müssen wir zuerst wissen, wie sich ein Schaden überhaupt manifestiert, der durch klimabeeinflusste Naturkatastrophen verursacht wird. Die Antwort: erstens und am schlimmsten durch den Tod. Und weil dieser unumkehrbar ist, bedeutet ein solcher Verlust eine der grösstmöglichen Tragödien, die uns zustossen können. Und zweitens durch materielle Verluste – zerstörte Häuser, zerstörte Infrastrukturen, zerstörte Wertsachen, Geldverluste et cetera.

Zu beiden Punkten gibt es Daten für die Schweiz in der sogenannten Unwetterschadens-Datenbank der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft (WSL). Die Aufzeichnungen dort gehen bis 1972 zurück. Noch weiter zurück führt eine WSL-Studie von 2017: «Todesfälle durch Naturgefahrenprozesse in der Schweiz von 1946 bis 2015». Unter Naturgefahrenprozessen verstehen die Forscher Hochwasser, Rutschungen, Murgänge, Felsstürze, Windstürme, Blitzschläge und Lawinen – ausser Hitzewellen also alles, was durch die Klimaerwärmung beeinflusst werden könnte.

Fazit der Forscher: Die Zahl der (nicht selbstverschuldeten) Todesfälle hat in dieser Zeit signifikant abgenommen. Das gilt ebenso, wenn man die Zahlen bis 2021 ergänzt. Interessant ist zudem, dass auch die Zahl der Naturkatastrophen um gut die Hälfte abgenommen hat. Die Studie zeigt also ein völlig anderes Bild als das, was uns immer wieder vorgesagt wird: In Wirklichkeit hat die Zahl der Naturkatastrophen in den letzten 75 Jahren in der Schweiz abgenommen, vor allem aber sind die dadurch verursachten Todesfälle signifikant zurückgegangen.

Offensichtlich gelingt es einem reichen Land wie der Schweiz, sich mit ständig optimierten Schutzmassnahmen immer besser gegen die Gefahr zu schützen, durch Naturereignisse zu Tode zu kommen. Was aber ist mit den grossen materiellen Schäden, die durch solche Schlechtwetter-Ereignisse hervorgerufen werden? Immer wieder liest man doch, dass solche Schäden immer grösser werden und unseren Wohlstand bedrohen.

Diese Meldungen berücksichtigen aber normalerweise nur kurze Zeiträume. Relevant ist aber eine Langzeitbetrachtung. Und eine solche präsentiert die Website der oben erwähnten Unwetterschadens-Datenbank des WSL. Dort findet man eine Grafik, die die jährlichen Schadenssummen von 1972 bis 2021 zeigt – einmal nominal und einmal teuerungsbereinigt normalisiert auf der Basis von 2021. Dabei fällt auf, dass die Jahresresultate extrem schwanken: Neben dem schlimmsten Katastrophenjahr 2005 mit einer Schadens-

summe von über drei Milliarden Franken gibt es Jahre, in denen alle Schäden zusammen weniger als 100 000 Franken betragen.

Die Menschen passen sich an

Mit den normalisierten Zahlen ist aber kein Trend auszumachen, was vom WSL bestätigt wird. Über die letzten fünfzig Jahre sind die zusammengerechneten Schäden, die durch Hochwasser, Murgänge, Rutschungen und Felsstürze verursacht wurden, immer innerhalb des gleichen Schwankungsmusters geblieben. Das ist umso erstaunlicher, als in dieser Zeit die Schweizer Bevölkerung um knapp 40 Prozent gewachsen ist und sich das Bruttoinlandprodukt (BIP) pro Kopf beinahe vervierfacht hat.

Bei einem derartigen Bevölkerungswachstum, verbunden mit einer massiven Zunahme des Reichtums jedes einzelnen Bewohners, mutet es wie ein Wunder an, dass die monetären Schäden wegen Naturkatastrophen nicht explodiert sind. Aber auch hier liegt die Erklärung bei der fantastischen Anpassungsfähigkeit der Menschen, die aber in einem solchen Ausmass nur spielen kann, wenn ein anhaltendes Wirtschaftswachstum vorhanden ist.

Dies alles scheinen die Klimabesorgten Wissenschaftler zu ignorieren, die für das Klimaschutzgesetz votieren. Ihre Grundthese, dass wir «heute schon von den Klimaschäden betroffen» sind – womit suggeriert wird, dass es bereits schlimmer geworden ist –, entpuppt sich im wissenschaftlichen Langzeitvergleich als falsch: In Wirklichkeit können wir uns immer besser vor negativen Klimafolgen schützen. Dies gilt ganz besonders bei den Todesfällen. Aber auch bei den wirtschaftlichen Schäden sind wir angesichts einer wachsenden Bevölkerung, die immer reicher wird, relativ betrachtet immer weniger betroffen.

Damit fällt das Fundament der Argumente der 200 Wissenschaftler in sich zusammen: ein guter Grund, das Klimaschutzgesetz abzulehnen.



Martin Schlumpf: Atomkraft – Das Tabu. Edition Königstuhl. 170 S., Fr. 24.–

Szenen einer Ehe

Ich liebe meine Frau, was man schon daran erkennen kann, dass ich Familienurlaub mache.



Es war kühl, es war eine Erlösung.

Wie wenig doch gelegentlich das Leben braucht, um sich mit ihm zu versöhnen. Gestern noch war, wie ich das manchmal bezeichne, ein Frank-Zappa-Tag; Zappa, dieses kleine, verrückte, längst verstorbene Genie des Rock. Es gibt diesen Song von ihm aus dem Jahr 1976, «The Torture Never Stops» heisst er.

Gestern war Reisetag, Familienferien, zehn Tage Côte d'Azur, und schon bevor wir losfahren, gab's den ersten Streit, wie im Grunde immer bei Ferienanfang. Frauen, so finde ich, neigen dazu, aus dem Vollen zu packen und alles in kleine Taschen zu stecken, so dass man geschätzt mit fünfzehn Taschen und Tüten konfrontiert ist, plus den Koffern natürlich. Ich sagte, das sei ein etwas unkontrolliertes Packen, und das genügte für die erste Explosion des Tages. Was denn mein Problem sei, bekam ich zur Antwort, und was sie eigentlich noch alles tun solle, nebst Karriere und Kind, während ich ein schönes, faules Schreiberleben hätte, mit Golf und Garten und Glamour, und da sei es dann ja ein Leichtes, in Ruhe alles in grosse Taschen zu packen.

Weil ich gelernt hatte, dass Frauen, die sich auf den Rand eines kleinen Nervenzusammenbruchs zubewegen, überhaupt keinen Widerspruch dulden, weil sonst alles noch schlimmer auf einen zurückprasselt und etwa die Taschen mit den leeren Weinflaschen in der Garage als Argument hinzugezogen würden, die ich ja leergetrunken, aber immer noch

nicht entsorgt hätte, würde ich nur einmal die Woche weniger golfen gehen, und Golf sei ja sowieso wichtiger geworden als sie, als alles, also schwieg ich.

Ich liebe meine Frau, was man schon daran erkennen kann, dass ich bereit bin, Familienurlaub über mich, einen Mann auf der schlechten Seite seiner Fünfziger, ergehen zu lassen, aber manchmal ist es nicht leicht, die Liebe nicht im Sturm verwehen zu lassen. Fairerweise muss ich einräumen, dass meine Lady wohl dasselbe sagen würde, mit gleichem Recht natürlich.

Vor uns lagen 830 Kilometer im Auto, und bei Kilometer 110 pisst sich meine Tochter, knapp sechs Jahre alt, voll. Ich sagte noch bei Kilometer 85 ungefähr: «Süsse, wenn du Pipi machen musst, sag es, bevor es ganz dringend wird.» «Ja, Papa», antwortete sie und starrte weiter auf ihr Tablet. Ich liebe meine Tochter, oh, und wie, aber ich hasse ihre Blase.

Auf der nächsten Raststätte wechselten wir ihre Kleider, legten Handtücher über den Kindersitz und diskutierten darüber, ob wir uns scheiden lassen sollten, ob wir uns für länger als diesen Morgen, für immer vielleicht, verloren hätten, und dann fuhren wir weiter, schweigend, es gab noch kurz Diskussionen über die Temperatur im Auto, als sie sagte: «Wenn du an der Klimaanlage rumfummelst, ist es immer gleich so kalt», und ich sagte, ich hätte meine Seite auf achtzehn Grad eingestellt, weil auf meiner Seite die Sonne reinscheine, wovon sie

sich problemlos überzeugen könnte, wenn sie fahren würde. *Torture never stops.*

Wir kamen dann an in Port Grimaud, in dieser Anlage, die aus lauter kleinen Hütten besteht, «Prairies de la mer» heisst sie, und ich weiss jetzt noch nicht, ob das wirklich eine grossartige Sache ist oder einfach eine luxuriöse Kleingartenkolonie, in der das Spiessertum blüht. Wir sassen dann da, zweite Reihe, die erste war zu teuer, ein bisschen besänftigt vom Zauber des rauschenden Meeres, tranken Côtes de Provence, und dann fielen wir in einen erlösenden Schlaf.

Am nächsten Morgen wurden wir durch das fast donnernde Plätschern des Regens geweckt, aber wir taten so, als ob die Sonne scheinen würde, wir sprachen ganz nett über ganz Belangloses, machten Tee und Kaffee und Milch warm, zogen Regenjacken über die Pyjamas an und Flip-Flops und liefen die zehn Meter zum Strand. Der Himmel war grau, das Mittelmeer auch, Saint-Tropez gegenüber der Bucht lag wie im Nebel. Da war niemand am Strand, und wir zogen unsere Flip-Flops aus, krepelten die Pyjamas über die Knie und liefen in der Dünung, das Meer unter den Füssen, es war kühl, es war eine Erlösung, es war diese Kleinigkeit, die einen mit dem Grossen versöhnt. Die Ladys sind jetzt spazierengegangen, ich sitze hier und tippe, ich vermisse sie, trotz allem, wegen allem, und ich denke, dass, wer Familienferien überlebt, den wirft absolut nichts mehr aus der Bahn.

PERSONENKONTROLLE

Candinas, Nussbaumer, Riniker, Bregy, Trede, Fischer, Aeschi, Jacobi, Suter, Brotz, Grossniklaus, Popovic, Bellanova, Gnabry, Jerze, Johnson, Macron



«Good Dinner»: Corinne Suter.

Martin Candinas, Mitte-Politiker, macht sich für das Klimagesetz stark. Das hindert den Bündner Nationalratspräsidenten nicht daran, ein Parlamentarier-*Reisli* nach Südamerika anzuführen. Begleitet wird Candinas von **Eric Nussbaumer** (SP, BL), **Maja Riniker** (FDP, AG), **Philipp Matthias Bregy** (Mitte, VS), **Aline Trede** (Grüne, BE) und **Roland Fischer** (GLP, LU). Auch sie gehören zu den strammen Unterstützern des Klimagesetzes. Einzig der ebenfalls in Brasilien und Uruguay weilende **Thomas Aeschi** muss sich keine Doppelmoral vorwerfen lassen. Er lehnt die Klimavorlage, die er nur «Stromfresser-Gesetz» nennt, entschieden ab. (hmo)

Stav Jacobi, Mister Volleyball, ist nicht zu stoppen. Nachdem der russischstämmige Herrliburger sein langjähriges Engagement bei Volero Zürich beendet hat, feiert sein französisches Team Le Cannet grosse Erfolge. Zum zweiten Mal in Folge gewann es den französischen Titel und zieht damit direkt in die Champions League ein. Jacobi: «Das war eine ganz starke Leistung. Jetzt geben wir auch international richtig Gas.» Ein kleiner Makel haftet allerdings am Titel. Weil Le Cannet – wie vom Reglement vorgeschrieben – nicht während aller Spiele mindestens eine französische Spielerin eingesetzt hatte, wurde der Klub gebüsst. (tre)

Corinne Suter, Schlangenfrau, macht auch abseits der Piste eine gute Figur. In den sozialen Medien lässt die Olympia-Abfahrtsiegerin ihre Fans an ihren Ferienerlebnissen teilhaben – und diese sind nichts für schwache Nerven. Aus Sri Lanka postet Suter ein Bild, das sie mit einer Schlange zeigt. Einer ihrer Follower interpretierte die Message hinter dem Bild auf seine Weise. Er schreibt: «Good Dinner.» (tre)



Vierbuchstabenwort: Boris Johnson.

Sandro Brotz, TV-Star, kann wegen eines «kurzfristigen krankheitsbedingten Ausfalls» die «Arena» nicht moderieren. Zuletzt tat der 53-Jährige dies am 21. April, seither ist **Mario Grossniklaus** eingesprungen. Brotz werde die «Arena» am 26. Mai wieder übernehmen, heisst es bei SRF. Unbekannt ist, wie viele Zuschauer den Fernsehmann vermisst haben. (ah)

Aleksandra Popovic, Spielerfrau, hat sich einen Starfussballer geangelt. Die 24-jährige Urdorferin machte sich in der Casting-Show «Switzerland's next Topmodel» einen Namen. Mittlerweile gleitet sie über die Laufstege Mailands. In der Modemetropole wurde sie unlängst im Fussballtempel San Siro gesichtet. Und zwar auf dem Rasen, Arm in Arm mit **Raoul Bellanova** von Inter Mailand, dessen Trikot mit der Nummer 12 sie trug. Zusammen feierten sie den Champions-League-Halbfinalsieg über Stadtrivale AC Milan. Sollte ihr «amore», wie Popovic den 23-jährigen Verteidiger nennt, am 10. Juni gegen Manchester City gewinnen, wäre sie seit 2020 die zweite Schweizer Schönheit, die in der VIP-Loge eines Finalstadions triumphiert: Als vor drei Jahren der FC Bayern die Champions League gewann, jubelte unten Flügelflitzer **Serge Gnabry**, oben seine damalige Freundin, **Sandra Jerze** aus Zürich. (zr)

Boris Johnson, Lautsprecher, mochte **Emmanuel Macron** nie. Als der französische Staatschef nach dem russischen Einmarsch in die Ukraine Gespräche mit Moskau vorschlug, rastete der damalige Briten-Premier aus. Macron sei «ein Vierbuchstabenwort, das mit c beginnt (cunt), ein Spinner und Putins Speichellecker», tobte Johnson, wie ein Ex-Mitarbeiter jetzt enthüllte. «Ich werde ihm mit der Faust das Licht ausknipsen müssen.» (ky)

NACHRUF

Michael E. Dreher
(1944–2023)

Michael «Mike» Ernst Dreher wurde Anfang 1944 in Schaffhausen geboren, wenige Monate vor dem Schreckenstag der Bombardierung der Stadt durch US-Flieger. Der Sohn eines katholischen Gewerblers hatte im reformiertesten aller Kantone nicht wenig auszustehen, wie er später lächelnd erzählte. In der Mittelschulverbindung Scaphusia fand Mike Dreher v/o Aal viele Freunde und trug deren Farben lebenslang mit Stolz. 2012 hat er seiner 1858 gegründeten Verbindung einen prachtvollen Bildband gewidmet. In Zürich verfasste Dreher eine juristische Doktorarbeit, der gerade heute grösste Bedeutung zukäme: «Die Institution der Guten Dienste im Völkerrecht, ein Beitrag zur friedlichen Konfliktbeilegung». Daneben studierte er Betriebswirtschaft an der Hochschule St. Gallen und brachte es im Militär zum Grad eines Hauptmanns. 1981 gründete er mit Gleichgesinnten die «Bürgeraktion», die freiheitliche Positionen vertrat. Als rechtsbürgerlicher Gegenpol zur Hysterie rund ums Waldsterben war Dreher 1985 Mitbegründer und Präsident der Auto-Partei (später Freiheits-Partei). Für diese politisierte er 1987 bis 1999 als Zürcher Nationalrat. Mit seiner ebenso geschliffenen wie scharfen Sprache schenkte er den ökologischen Ideologen nichts. Gleichzeitig hatte der jederzeit elegant gekleidete Dreher eine lebenswürdige, weltläufige Art. Seit 2001 SVP-Mitglied, präsierte er die Stiftung Auto-Allianz. Mike Dreher führte eine sehr glückliche Ehe, doch die Eltern mussten zu ihrem unsagbaren Leid den Tod ihres einzigen Sohnes verkraften. Der in Küsnacht wohnhafte Rechts- und Wirtschaftskonsulent hatte in den späteren Jahren mit seinem Augenlicht zu kämpfen. Nun ist der originelle Auto-Aktivist im Alter von 79 Jahren verstorben. *Christoph Mörgeli*



Auto-Freund: Politiker Dreher.

MÖRGELI

Messerstechen von Fall zu Fall

Was eine Drohung ist, wird gerne auf dem Marktplatz der Öffentlichkeit entschieden. Sowohl durch die Medien wie durch die Organe des Strafvollzugs. Doch leider richtet sich dieser Entscheid schön reinlich nach politischen Lagern. Was von links kommt, ist keine Drohung. Was von rechts kommt, ist mehr als eine Drohung. Nämlich eine öffentliche Bedrohung. Jedenfalls ganz sicher eine Straftat. Und damit ein Verstoss gegen unsere Gesetze. Inklusive rechtskräftiger Verurteilung.

Wie der *Sonntagsblick* berichtet, beurteilt die Staatsanwaltschaft folgenden Tweet der Grünen-Nationalrätin Meret Schneider nicht als Drohung: «Ah was, in Notwehr erstech' ich den Rimoldi auch mit dem Sackmesser.» Gemeint war Nicolas Rimoldi, Präsident des Referendumskomitees gegen das Covid-Gesetz, über das wir am 18. Juni abstimmen. Eine Untersuchung gegen die grüne Politikerin über das angedrohte Erstechen mit dem Sackmesser wird gar nicht erst eröffnet. Meret ist aus dem Schneider.

Ganz anders handelten die Strafvollzugsorgane bei einem SVP-Insertat mit dem Titel: «Kosovaren schlitzten Schweizer auf». Dieses bezog sich auf den konkreten Vorfall vom 15. August 2011, als in Interlaken zwei Schwinger-Freunde von zwei Kosovaren laut Augenzeugen aufs übelste beschimpft wurden. Als der zwölfwache Kranzschwinger Kari Z. fragte, was das solle, griff einer der Kosovaren zum Messer und schlitzte ihm die Kehle auf.

Dieser nachweisliche Vorfall darf nicht beschrieben werden. Das Obergericht und schliesslich das Bundesgericht beurteilten den SVP-Text als Verstoss gegen das Rassendiskriminierungsgesetz. Man merke sich: Die Ankündigung einer Messerstecherei durch eine Linke ist keine Straftat. Die Beschreibung einer Messerstecherei durch die SVP ist eine Straftat. Man muss nicht das Gesetz kennen. Man muss die Richter kennen. Anastasius Grün sagte es dereinst so: «Manch Urteil ist ja längst beschlossen / Eh des Beklagten Wort geflossen.» Die Richter richten, damit sie nicht gerichtet werden. Doch weil die Gerichte regieren, gerät der Staat aus der Verfassung.

Christoph Mörgeli

Diener zweier Frauen

Der Journalist Pascal Hollenstein half der Internet-Aktivistin Jolanda Spiess-Hegglin bei der Diffamierungskampagne gegen eine Berufskollegin. Jetzt berät er Bundesrätin Keller-Sutter.

Stefan Millius

Der Fall war tief, aber das Sprungtuch komfortabel. Im Januar 2022 verliess der Journalist Pascal Hollenstein nach knapp dreieinhalb Jahren seinen Posten als publizistischer Leiter des Verlags CH Media. Seit wenigen Tagen ist er Sprecher beim Eidgenössischen Finanzdepartement von Bundesrätin Karin Keller-Sutter.

Bis heute ist unklar, warum sein Arbeitsverhältnis bei CH Media urplötzlich aufgelöst wurde. Die Beteiligten vereinbarten Stillschweigen. Inzwischen gibt es aber einen möglichen Erklärungsansatz.

Hollenstein hatte sich ab Mai 2020 in eine kontroverse Angelegenheit verbißen: Die «Zuger Landammann-Affäre», die Story um die rätselhaften Vorgänge im Jahr 2014 zwischen den kantonalen Politikern Jolanda Spiess-Hegglin (Grüne) und Markus Hürlimann (SVP). Wie jetzt klar ist, hat der publizistische Leiter den Fall aber nicht als Journalist beleuchtet, sondern als Beteiligter einer Kampagne gegen eine Berufskollegin.

Kurz vor seinem ersten Text war bekannt geworden, dass Michèle Binswanger, Journalistin beim *Tages-Anzeiger*, ein Buch zur Landammann-Affäre plante. Sie wollte erstmals die Sichtweise von Markus Hürlimann beleuchten, der lange als möglicher Sexualstraftäter gehandelt worden war. Jolanda Spiess-Hegglin sah ihre Darstellung der Dinge gefährdet und lief Sturm gegen das Buch.

Warum plötzlich Bündnispartner?

Schützenhilfe erhielt sie von rund dreissig Frauen in einem Facebook-Chat. Diese besprachen Aktionen, mit denen sie Binswanger öffentlich unglaubwürdig machen wollten. Der Buchautorin wurde der Chat inzwischen zugespielt. Auf ihrer Website publiziert sie eine Serie, in der sie die Vorgänge aufzeigt.

Das Chat-Protokoll belegt, dass Pascal Hollenstein ein zentrales Element der Kampagne gegen Binswanger war. Sein erster Artikel zum Thema hiess: «Ein «privates Racheprojekt»? Aufruhr um geplantes Buch zu Jolanda Spiess-Hegglin». Es war das erste Mal, dass das Buchprojekt öffent-

lich wurde. Kein Zufall: Hollenstein war von Jolanda Spiess-Hegglin informiert worden.

Wie zum Dank wurden dieser Beitrag und auch folgende mit Spiess-Hegglin und deren Anwältin bis ins Detail abgesprochen. Sie durften die Texte lektorieren und absegnen. Der Journalist Hansi Voigt, ein Vertrauter von Spiess-Hegglin, bezeichnet Hollenstein in einem weiteren Chat als «Alliierten».

Was Hollenstein zum Bündnispartner machte, ist unklar. Sicher ist, dass er als Journalist in einer Kontroverse einseitig Partei ergriff und in enger Absprache nur publizierte, was Spiess-Hegglin passte. Im Chat wurden seine Publikationen als Steilvorlage für die Massnahmen gegen Michèle Binswanger gefeiert.

Als Sprecher einer Bundesrätin ist Pascal Hollenstein besser aufgehoben als in der Rolle des Journalisten. Ob die Berufung angesichts seiner Vorgeschichte ein geschickter Schachzug für Karin Keller-Sutter war, ist eine andere Frage.

liebe ist...



... froh zu sein, dich
gefunden zu haben.

Die schönere Jungfrau hat Verspätung

Besser spät als nie: Die Aletsch Bahnen planen eine sensationelle Ersatzbahn auf das Eggishorn.



Bald werden die Chinesen wieder hordenweise in Bussen von Wien nach Paris düsen. In Luzern auf der Kapellbrücke Selfies schiessen. Um vor der Weiterfahrt nach Paris über Grindelwald das sackteure Jungfraujoch zu besuchen, was sich Schweizer Familien mit kleinen und mittleren Einkommen leider nicht mehr leisten können.

Spurensuche 1 — Im Himalaja sind nächstens wieder die Yetis unterwegs. In den Alpen wimmelt es – wenn wir der hyperventilierenden NZZ glauben wollen – von Klima-Kommunisten. Wer auch nur einen von ihnen sieht, soll sich melden. Müsste man touristisch vermarkten.

Spurensuche 2 — Der rasende Fernsehreporter Roland Huber selig war in jungen Jahren Mitglied der PdA, somit einer der raren real existierenden Schweizer Kommunisten. Später begleitete Huber den ehemaligen Gommer Präfekten Herbert Volken und seinen Haushistoriker Werner Bellwald nach Rom. Sie suchten gemeinsam nach den Knochen des Walliser Kardinals Schiner. Statt nach dessen Kindern.

Vor siebzehn Jahren drehte Roland Huber «Aletsch-Saga – von schwarzen Schafen, roten Hunden und Walliser Saftwurzeln». Es ging auch um Art Furrer und mich. Wir forderten beide den Bau einer Seilbahn auf das Eggishorn, auf die schönere Jungfrau, wie wir sie taufte.

Der Apparateschlosser Willy Garaventa war ein Schweizer Unternehmer. Der Seilbahnpionier war der Sohn des italienischen Tunnelarbeiters Karl Garaventa, der weder schreiben noch lesen konnte.

Willy Garaventa verstarb letztes Jahr im Alter von 88 Jahren. Ein eindrückliches Buch erzählt sein Leben. Mein Tipp: Das Buch unbedingt lesen. Es geht auch um Fremdenhass, wie er heute wieder geschürt wird.

Seine Nachfolger verkauften Garaventa an das österreichische Unternehmen Doppelmayr. Unter dem Label Garaventa hat Doppelmayr jetzt eine sensationelle Bahn auf das Eggishorn

*Erster Stock Holzklasse.
Zweiter Stock Mittelklasse.
Dritter Stock Schickimicki.*

geplant, die bereits 2025 in Betrieb gehen soll. Endlich. Die Bergstation muss sich neu mit dem auftauenden Permafrost bewegen.

Noch haben viele nicht begriffen, um welche Dimensionen es hier geht. Pro Stunde kann die Garaventa-Bahn tausend Personen auf den mit Abstand schönsten Aussichtspunkt des Unesco-Welterbes transportieren. Die Kapazität ist grösser als jene der Bahn auf das Jungfraujoch.

Man muss nicht wie die Berner 400 Millionen investieren, sondern nur 35 Millionen Franken. Und die Gäste sind – verglichen mit Grindelwald – trotzdem viel schneller auf dem Berg und auch wieder unten, bei der neuen Talstation in Fiesch. Und das Projekt hat gewiss noch viel Luft nach oben.

Luftbrücke 1 — Auf dem Eggishorn braucht es ein klimaneutrales, dreistöckiges Drehrestaurant mit tausend Sitzplätzen. Erster Stock Holzklasse. Zweiter Stock Mittelklasse.

Dritter Stock Schickimicki. Mit grossen Fenstern, die bei schlechtem Wetter als Bildschirme dienen. Man sieht, was man real bei dickem Nebel eigentlich nicht sehen kann.

Luftbrücke 2 — Die Jungfrauabahn hat 400 Millionen Franken investiert, ohne die Kapazität auf dem alles entscheidenden letzten Abschnitt zu erhöhen. Nur damit die Gäste aus Fernost schneller auf das Jungfraujoch kommen. Die Matterhorn Gotthard Bahn muss für zehn Millionen Franken eine Niederflurkomposition für Busse anschaffen. Damit das Jungfraujoch gegen die schönere Jungfrau für Eilige, die von Wien nach Paris düsen, neu zeitlich keine Chance hat.

Luftbrücke 3 — Die Gegnerinnen von Grenziols-Solar fordern den Bau von Solaranlagen im Bereich bestehender Infrastrukturen. Die Aletsch Bahnen könnten und müssten sich selber mit spottbilligem Solarstrom versorgen. Man sollte unsere grünen Kleinstbürger einmal testen, um festzustellen, ob sie mehr als warme Luft produzieren.

Luftbrücke 4 — Wer das bessere Produkt hat, darf dieses nie und nimmer «Eggishorn 2025» taufen. Er muss das Kind beim Namen nennen: die schönere Jungfrau. So wie das Art Furrer und ich schon von siebzehn Jahren forderten.

Wer investiert, muss sich Ziele setzen. Konkret: 2030 besuchen eine Million Menschen die schönere Jungfrau und spülen dreissig Millionen Franken in die Kassen der Aletsch Bahnen. Die Berner müssen sich warm anziehen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Wetten, dass Donald Trump wieder Präsident wird?

Er ist kaum zu schlagen – trotz Prozessen und Anfeindungen.

Niall Ferguson

In einem amerikanischen Leben gibt es keinen zweiten Akt.» Diese Stelle aus dem unvollendeten Roman «Die Liebe des letzten Tycoon» von F. Scott Fitzgerald dürfte vielen bekannt sein. Fitzgerald sprach aber nicht von zweiten Chancen. Er meinte, dass Amerikaner (anders als bei einem klassischen Dreiakter mit Exposition, Entwicklung und Lösung) den zweiten Akt gern überspringen und gleich zur Lösung kommen wollen.

Je mehr ich darüber nachdenke, desto deutlicher erscheint mir Joe Bidens Präsidentschaft als zweiter Akt – und Donald Trump ist nicht der letzte Tycoon. Er ist der dritte Akt, er ist der nächste Präsident.

Parteistrategen der Demokraten sehen das anders. Erstens glauben sie, dass Biden jederzeit Trump besiegen wird, selbst wenn sie bei jeder Präsidentschaftswahl von heute bis zur nächsten Eiszeit gegeneinander antreten. Zweitens glauben sie, dass Trumps juristische Probleme ihm am Ende das Genick brechen werden. Beide Ansichten offenbaren einen Mangel an Fantasie.

Willkommene Dauerwerbung

Ja, es stimmt: Trump ist der erste Ex-Präsident, gegen den ein Strafverfahren eröffnet wurde, nachdem eine Grand Jury am 30. März entschied, ihn wegen einer Schweigegeldzahlung an den Pornostar Stormy Daniels anzuklagen. Dieser Fall ist nur einer von rund siebzehn Verfahren und Ermittlungen gegen Trump. Am 9. Mai befand ihn ein Geschworenengericht in Manhattan in einem Zivilprozess für schuldig, die Journalistin E. Jean Carroll sexuell missbraucht und beleidigt (aber nicht vergewaltigt) zu haben. Carroll wurde Schmerzensgeld in Höhe von fünf Millionen Dollar zugesprochen.

Doch der Justizkrieg gegen Trump geht bereits nach hinten los. Das sollte uns nicht überraschen. Betrachten wir acht Fälle weltweit, wo ein führender Präsidentschaftsbewerber oder ein aussichtsreicher Ministerpräsident angeklagt wurde. Einige von ihnen – Luiz Inácio Lula da Silva (Brasilien), Silvio Berlusconi (Italien) und

Anwar Ibrahim (Malaysia) – feierten ein politisches Comeback, nachdem sie aufgrund einer Verurteilung oder Inhaftierung vom politischen Leben ausgeschlossen worden waren. Andere – Jacob Zuma (Südafrika) und Benjamin Netanyahu (Israel) – konnten trotz strafrechtlicher Ermittlungen weiterhin politisch erfolgreich agieren. (Verurteilt wurde Zuma erst nach seinem Ausscheiden aus dem Amt.) Frankreich ist die Ausnahme: Drei führende Präsidentschaftsbewerber (Dominique Strauss-Kahn, der ehemalige Premierminister François Fillon und Ex-Präsident Nicolas Sarkozy) mussten, nachdem Anklage gegen sie erhoben worden war, ihre Kandidatur begraben.

Nach meinem jüngsten Besuch in Brasilien kann ich sagen, dass der Fall Lula die stärkste Analogie ist, nicht zuletzt deswegen, weil Amerika und Brasilien in ihrer politischen Kultur nicht so weit auseinander sind. Wenn Lula nach anderthalb Jahren Gefängnis ein Comeback feiern kann, muss Trump nicht sonderlich besorgt sein, denn es ist kaum damit zu rechnen, dass er zwischen heute und dem Wahltag im nächsten Jahr zu einer Haftstrafe verurteilt werden wird. Tatsächlich dürfte der Eindruck, dass demokratische Politiker das Justizsystem für politische Zwecke missbrauchen, ihm Wählerstimmen einbringen. Diese Geschichte ist viel besser als die Behauptung, 2020 sei ihm die Wahl gestohlen worden – ein Narrativ, das heute jedermann langweilt, ausgenommen Trump selbst.

Es mag paradox erscheinen, dass die Demokraten Trump juristisch unter Druck setzen, wenn sie bei den Wahlen gegen ihn antreten

Der Justizkrieg gegen Trump geht nach hinten los. Das sollte uns nicht überraschen.

wollen. Aber es leuchtet ein: Die Aussicht, dass Trump als Angeklagter vorgeführt wird, erzeugt Medieninteresse und ist willkommene Werbung für ihn. Jede Kolumnenzeile, jede Minute Sendezeit, in der es um seine juristischen Probleme geht, ist eine Zeile, eine Minute

Investoren würden Hoffnung schöpfen.

weniger für seine republikanischen Rivalen. Bei einer Zwei-Mann-Konkurrenz wäre das Ergebnis sehr viel ungewisser. Ron DeSantis, der Gouverneur von Florida, hat noch nicht erklärt, ob er für die Republikaner kandidieren will. Er hat aber mehr Wahlspenden gesammelt als Trump, nicht zuletzt, weil Geldgeber lieber Jugend und Verwaltungskompetenz unterstützen. Laut Umfragen dürfte DeSantis weiterhin gute Chancen haben.

Ron DeSantis' bescheidene Chancen

Aber es wird keine Zwei-Mann-Konkurrenz sein. Die vormalige Uno-Botschafterin Nikki Haley will ebenfalls mitmischen. Auch Mike Pence, Trumps ehemaliger Vize, wird wohl einsteigen. Senator Tim Scott aus South Carolina und Chris Christie, Ex-Gouverneur von New Jersey, sind ebenfalls interessiert – wie auch Glenn Youngkin, der Gouverneur von Virginia, der lediglich erklärt hat, dass er «in diesem Jahr» nicht antreten werde. Und vergessen wir nicht den libertären Unternehmer Vivek Ramaswamy. Als Einziger hat der ehemalige Außenminister Mike Pompeo definitiv abgewinkt.

Laut Umfragen führt Trump in diesem Bewerberfeld mit 52,1 Prozent Zustimmung klar



vor dem Zweitplatzierten DeSantis, der auf 22,9 Prozent kommt. Im Januar betrug Trumps Vorsprung nur 13 Prozentpunkte.

Seit 1972, als das moderne Vorwahlsystem eingeführt wurde, haben Kandidaten, die schon früh vorne lagen, sechs von acht umkämpften republikanischen *primaries* gewonnen. Die beiden Ausnahmen waren John McCain 2008 und Trump 2016.

Bei den Vorwahlen der Republikaner haben früh in Führung liegende Kandidaten einen Vorteil, weil die meisten Staaten Delegierte auf der Basis des «Winner takes all» oder «Winner takes most» entsenden. Bei den Demokraten dagegen werden Delegierte im Allgemeinen entsprechend dem jeweiligen Ergebnis entsandt, und Kandidaten, die in frühen Umfragen vorn lagen, haben nur in vier von elf Rennen gewonnen.

Sollte Trump seine aktuellen Umfrageergebnisse über die erste Hälfte 2023 hinweg aufrechterhalten, am Ende aber nicht nominiert werden, wäre er der umfragenstärkste Kandidat aller Zeiten, der von seiner Partei nicht ins Rennen geschickt wird. Ted Kennedy, Ed Muskie, Rudy Giuliani, Hillary Clinton (bei ihrer Kandidatur 2008) und Scott Walker vom Klub

der *failed front-runners* lassen grüssen. Sollte aber Ron DeSantis die Nominierung erringen, wäre das eine grössere Überraschung als der Sieg Barack Obamas über Hillary Clinton 2008. Kurz: Sofern die Republikaner sich nicht in Demokraten verwandelt haben, ist Trump die Nominierung kaum noch zu nehmen.

Weiche Landung?

Und das bringt uns zur Behauptung der Demokraten, dass Trump Biden nicht schlagen könne. Diese Annahme beruht nicht nur auf Trumps Niederlage 2020, sondern auch auf den Zwischenwahlen 2018 und 2022, als von ihm unterstützte Kandidaten schlecht abschnitten. Bidens frühe Entscheidung, abermals als Präsidentschaftsbewerber anzutreten, scheint mir ein Zeichen allzu grosser Zuversicht zu sein.

Machen wir uns nichts vor: Biden ist, verglichen mit anderen führenden Politikern der Welt, nicht sonderlich populär. Narendra Modi (Indien), Andrés Manuel López Obrador (Mexiko), Anthony Albanese (Australien), Lula (Brasilien) und Giorgia Meloni (Italien) sind allesamt beliebter in ihrem eigenen Land. Die Umfragen zu Joe Bidens Regierungsarbeit

ergeben, dass er etwas unpopulärer ist als Trump in der gleichen Phase seiner Amtszeit.

Die Zustimmung für Joe Biden beträgt 41 Prozent, seine Unbeliebtheitswerte liegen um 12 Prozentpunkte darüber.

Das ist das aktuelle Bild. Aber was, wenn es zwischen heute und dem nächsten Jahr eine Rezession gibt? Etliche schlaue Ökonomen glauben noch immer, es könne eine «weiche Landung» geben, trotz der Probleme amerikanischer (und von Schweizer) Banken. Andererseits hat Larry Summers, der ehemalige Finanzminister, seit Februar 2021 mit seiner Kritik an Bidens Fiskalpolitik einen ziemlichen Lauf. Kürzlich sagte er, dass es mit einer Wahrscheinlichkeit von 70 Prozent innerhalb des nächsten Jahres zu einer Rezession kommen werde. Mit dieser Prognose steht er nicht allein da.

Signal des Leitzinses

Ich sehe das wie er. In den vergangenen zwei Jahren haben wir eine katastrophale Geldpolitik beobachtet. Im Juni 2021 glaubten die Mitglieder des Federal Open Market Committee, dass der Leitzins in diesem Jahr zwischen 0

Die Umfragen ergeben, dass Biden etwas unpopulärer ist als Trump in der gleichen Phase seiner Amtszeit.

und 1,75 Prozent liegen werde. Im März dieses Jahres mussten sie diese Zahlen auf 4,75 und 6 Prozent nach oben korrigieren. 2021 haben sie geschlafen und dann den Zinssatz für kurzfristige Kredite erhöht, um die Inflation auf 2 Prozent zu drücken. Von diesem Ziel sind sie aber immer noch weit entfernt.

Zentralbanker weisen gern darauf hin, dass Geldpolitik wegen der langen und variablen Wirkungsverzögerungen vorausschauend handeln muss. Die gegenwärtige Verzögerung dauert allerdings schon länger, als es den meisten lieb ist. Rezessionen gleichen langsamen Kettenreaktionen. Das Signal des Leitzinses an die Wirtschaft geht durch vielerlei Kanäle, aber der wichtigste ist der Umfang der Bankkredite.

In den vergangenen zwölf Monaten bis einschliesslich März gingen die Bankkredite in der US-Wirtschaft in realen Zahlen zurück. Das passiert selten. Seit 1960 ist dies nur während oder unmittelbar nach einer Rezession eingetreten. Dies ist der Indikator, den es (neben den Erhebungen unter Kreditnehmern und -gebern) zu beobachten gilt.

Unzuverlässig sind jene Indikatoren, die das Konsumverhalten und den Arbeitsmarkt abbilden, die nach wie vor gesund aussehen. Laut den jüngsten Zahlen des Bruttoinlandsprodukts stieg der Privatkonsum an, aber die Investitionen gingen zurück. Der gegenwärtige Streit um die Schuldenobergrenze macht eine Rezession wahrscheinlicher. Wie

Der Durham-Report enthüllt: Das FBI operierte ohne Beweise und parteiisch gegen Trump

Wer erinnert sich an «Russia-Gate»? An Hillary Clintons Behauptung, Trump habe 2016 mit den Russen konspiriert und sei mit Moskaus Hilfe ins Weisse Haus marschiert? Der Vorwurf der Russland-Verschwörung hat Trumps Präsidentschaft überschattet. Deshalb ist die Klärung der Hintergründe von grosser Wichtigkeit.

Bereits 2019 hatte der Sonderermittler Robert Mueller nach zwei Jahren Suche keinen einzigen Hinweis auf eine Kooperation Trumps mit Moskau gefunden. Letzte Woche hat John Durham seinen Report über die Rolle des FBI vorgelegt. Ganze vier Jahre hat er im Auftrag von Generalstaatsanwalt William Barr geforscht. 306 Seiten dick ist der Schlussbericht.

Sein vernichtendes Verdikt: Die FBI-Untersuchung der angeblichen geheimen Absprachen zwischen Trump und Russland entbehrte jeglicher Grundlage, die Ermittler waren voreingenommen, sie gingen selektiv vor und liessen Doppelmoral walten.

«Feindselige Gefühle»

Die Kernpunkte der Kritik aus dem Durham-Bericht lauten:

— **Fehlende Grundlage:** Dem FBI unter dem damaligen Direktor James Comey fehlten «jegliche konkreten Beweise für geheime Absprachen» zwischen dem Trump-Team und Russland. Als es eine umfassende Untersuchung einleitete, versties es gegen seine eigenen Standards.

— **Voreingenommenheit:** Im Bericht wird eine «eindeutige Neigung» festgestellt, die in einer Untersuchung des damaligen Präsidentschaftskandidaten der Republikaner gipfelte. Sie basierte auf «Vorurteilen gegen Trump» und «ausgeprägten feindseligen Gefühlen» der wichtigsten Ermittler.

— **Selektives Vorgehen:** Das FBI blendete Spuren aus, die nicht zur Theorie der «geheimen Absprache» passten. «Das FBI hat wesentliche Informationen, die das Narrativ einer geheimen Beziehung zwischen Trump und Russland nicht stützten, ausser Acht gelassen oder absichtlich ignoriert», schreibt Durham.

Hillary Clinton hatte 2016 ein Dossier mit «Beweisen» für eine Trump-Russland-Verschwörung zusammenstellen lassen, basierend auf Lügen und Erfindungen. Ihre

Wahlkampagne und die Demokratische Partei bezahlten. Clintons Sekundanten fütterten das «Fake-Dossier» dem FBI. Und dieses schnappte den Köder willig auf.

«Eine objektive und ehrliche Bewertung dieser Informationsstränge hätte das FBI dazu veranlassen müssen, nicht nur die Voraussetzungen [für die Untersuchung] zu hinterfragen, sondern auch darüber nachzudenken, ob das FBI für politische oder andere Zwecke manipuliert wurde. Leider war das nicht der Fall», heisst es im Durham-Bericht.



«Fake-Dossier» für das FBI: Hillary Clinton.

— **Vorsätzliche Ignoranz:** Dem FBI wurden etliche Beweise vorgelegt, dass es von Clintons Wahlkampfteam benutzt wurde, um eine politische Schmutzkampagne zu lancieren. Dazu gehörten Informationen, die die US-Regierung im Juli 2016 erhielt und die besagten, dass Hillary Clinton «einen Vorschlag eines ihrer aussenpolitischen Berater gebilligt hatte, um Donald Trump zu verunglimpfen». Der frühere CIA-Direktor

John Brennan informierte die Spitzen der damaligen Regierung und Verwaltung – namentlich Präsident Barack Obama, Vizepräsident Joe Biden, Generalstaatsanwältin Loretta Lynch und auch FBI-Chef Comey – über dieses Material. Das FBI ignorierte die Warnungen; auch die anderen Verantwortlichen intervenierten nicht.

— **Doppelmoral:** Während das FBI Trump nachjagte, liess es gegenüber Hillary Clintons tatsächlichen Vergehen Milde walten: Die damalige Präsidentschaftskandidatin kassierte Wahlkampfspenden in Höhe von Hunderten von Millionen Dollar von ausländischen Personen, welche die Gefahr von fremder Beeinflussung bargen. In ihrer Funktion als Aussenministerin kommunizierte sie über ihren Privat-Server, der von ausländischen Nachrichtendiensten einfach gehackt werden konnte. Ihr Team besorgte gefälschte «Beweise» für Trumps angebliche Verschwörung mit Russland. Überall galt das gleiche Muster: Bei Hillary Clintons Verfehlungen drückte das FBI die Augen zu.

Wiederholung 2020

In einer Reaktion auf den Durham-Bericht teilte das FBI mit, es habe «Dutzende von Korrekturmassnahmen» ergriffen, die, wenn sie 2016 bereits in Kraft gewesen wären, das beanstandete Chaos «verhindert» hätten. Kurzum: Man habe aus den Fehlern gelernt.

Doch dies ist nachweislich nicht der Fall. Wie 2016 haben das Wahlkampfteam der Demokraten und das FBI auch 2020 interveniert, diesmal zugunsten von Joe Biden (*Weltwoche* Nr. 50/22 und 18/23).

Ein paralleler roter Faden zieht sich von 2016 bis heute durch: Wenn offizielle Untersuchungen die Fakten über die manipulativen Methoden der Demokraten und das parteiische Vorgehen der Behörden an den Tag bringen, werden sie von den Medien kleingeschrieben oder komplett ausgeblendet.

Wie formulierte es Durham in seinem Report? «Das FBI hat wesentliche Informationen, die die Darstellung nicht stützen, ausser Acht gelassen oder absichtlich ignoriert.» Das gilt im wortwörtlichen Sinn und für das Gros der Medien, wenn Trump im Spiel ist.

Urs Gehrig

2011 wird der Showdown wahrscheinlich in letzter Minute beigelegt, innerhalb von 24 Stunden vor dem «Tag X», an dem ein Zahlungsausfall droht. 2011 fand der Schuldenstreit allerdings während der langsamen Erholung von der Finanzkrise 2008 statt, als Inflation und Zinsen fast bei null waren. Das Risiko eines Krachs am Anleihenmarkt ist heute viel grösser.

«Geht's euch besser als vor vier Jahren?»

Aus meiner Sicht bedeutet das, dass Joe Biden ernsthaft Gefahr läuft, genau wie Gerald Ford, Jimmy Carter und George H. W. Bush als Präsident mit nur einer Amtszeit zu enden. Warum? Einfach deswegen, weil kein Präsident seit Calvin Coolidge vor hundert Jahren eine Wiederwahl geschafft hat, wenn es innerhalb von zwei Jahren vor der Wahl eine Rezession gab. Sie muss nicht gleich so massiv ausfallen wie die Weltwirtschaftskrise, die Herbert Hoovers Chancen auf eine Wiederwahl zunichtemachte. Eine einfache Rezession reicht.

Nach dem Parteitag der Republikaner 1976 lag Ford um 33 Prozentpunkte hinter seinem Rivalen Carter. Im Wahlkampf konnte er deut-

Die Zahlen gleichen denen von 1980, sie sind um 50 Prozent schlechter als vor vier Jahren, vor der Pandemie.

lich aufholen, und Carters Sieg fiel extrem knapp aus. Über der Republikanischen Partei lag aber, wie die *New York Times* nach dem Wahltag schrieb, «der Schatten von Richard M. Nixon und einer gefährlich instabilen Wirtschaft».

1980 war es Carter, der die Wiederwahl verlor – teils wegen seiner Wirtschaftspolitik, teils wegen der Geiselnahme in Teheran. «Für Mr. Carter waren Inflation und Arbeitslosigkeit während des gesamten Wahlkampfes ein Klotz am Bein», schrieb die *New York Times*. «Das Problem geriet verstärkt in den Fokus, als Mr. Reagan die Debatte in Cleveland mit der Bemerkung schloss: «Fragt euch, geht es euch heute besser als vor vier Jahren?»»

Und 1992 trat Bill Clinton mit der Parole «It's the economy, stupid» an, einem von drei Punkten auf einer Liste, die sein Chefstrategie James Carville in der Wahlkampfzentrale in Little Rock, Arkansas, an die Wand gepinnt hatte. (Die anderen Punkte waren «Veränderung oder Weitermachen» und «Vergiss die Gesundheitsversorgung nicht».)

All jenen, die glauben, bei der Präsidentschaftswahl im nächsten Jahr werde das Thema Wirtschaft keine Rolle spielen, würde ich einen Button mit der Parole «Inflation jetzt besiegen» anbieten. Schauen wir uns die Gallup-Umfrage punkto «Zufriedenheit mit der aktuellen Situation in den USA» an. Die Zahlen gleichen denen von 1980, sie sind um 50 Prozent schlechter als



vor vier Jahren, vor der Pandemie. Die Gallup-Zahlen für wirtschaftliche Zuversicht bewegen sich tief im negativen Bereich, ganz im Gegensatz zu den Zahlen unter Trump. Und noch ist die Rezession nicht da.

In der amerikanischen Politik sind Überraschungen nie auszuschliessen. Vielleicht hat Peggy Noonan recht mit ihrer Einschätzung, dass Robert F. Kennedy Jr., der sich um die demokratische Nominierung bewirbt, für Biden ein echtes Problem sein könnte. Er hat den magischen Namen, auch wenn er ein spinnerter Impfgegner ist. Vielleicht hat Joe Manchin, der Senator von West Virginia, eine Kandidatur angedeutet, als er jüngst erklärte: «Verlasst euch darauf, ich gewinne jede Wahl, bei der ich antrete.» Aber die geschichtliche Lektion ist klar: Der republikanische Spitzenkandidat gewinnt gewöhnlich die Nominierung, und nach einer Rezession wird der Amtsinhaber gewöhnlich nicht wiedergewählt.

Kompromiss in der Ukraine

All das wirft die Frage auf, was es bedeuten würde, wenn Trump im Januar 2025 wieder in das Weisse Haus einzöge. Linke und Liberale würden natürlich aufheulen – und «Never Trump»-Republikaner würden mit den Zähnen knirschen und sich die Haare raufen. Aber Investoren würden, wie 2016, bei der Aussicht auf eine Rückkehr von Politikern wie Kevin Hassett und Chris Liddell, die möglicherweise wieder ein Amt übernehmen, Hoffnung schöpfen. Eine Neuauflage der Truppe, die für «Deregulierung und Steuersenkungen» eintrat (was die Wirtschaft voranbrachte), würde dem Aktienmarkt die dringend benötigte Stärkung bringen.

Und Trumps Wiederwahl würde die US-Aussenpolitik signifikant umkrepeln. Nach Bidens Amtsübernahme gab es zwar Kontinuitäten (insbesondere an den Zusatzzöllen auf chinesische Waren wurde trotz geringer Wirksamkeit festgehalten), aber Trump 2.0 dürfte in wichtigen Punkten von Bidens nationaler Sicherheitspolitik abweichen.

Dies wird vor allem der Fall sein, wenn Trump (wofür einiges spricht) sich nicht mit Militärs umgibt, die zu Mässigung raten. Trump favorisiert einen Handelskrieg mit China, nicht einen kalten Krieg. Auf eine Verteidigung von

Trumps Wiederwahl würde die US-Aussenpolitik signifikant umkrepeln.

Taiwan hat er sich nicht festgelegt. Er würde höchstwahrscheinlich versuchen, der Ukraine einen Kompromissfrieden aufzuerlegen, da er für Präsident Selenskyi nicht viel übrig hat und lieber mit Wladimir Putin Geschäfte macht. Trump würde auch die gescheiterte Nahostpolitik über Bord werfen, deren Ziel es war, den Atomvertrag mit dem Iran wiederzubeleben und zu Saudi-Arabien auf Distanz zu gehen.

Vielleicht ist das alles illusorisch. Eine andere geschichtliche Lehre besagt schliesslich, dass bislang nur ein Präsident nicht direkt im Anschluss an die erste Amtszeit wiedergewählt wurde: Grover Cleveland im Jahr 1892. Jim Carville wusste: «Veränderung» schlägt «Weitermachen wie bisher». Aber niemand sollte uns mit F. Scott Fitzgerald kommen. Eine zweite Präsidentschaft Trump ist nicht bloss möglich, sondern sehr wahrscheinlich.

Niall Ferguson, schottischer Historiker, zählt zu den gefragtesten Intellektuellen der Gegenwart. Er ist Senior Fellow an der Hoover Institution in Stanford, Kalifornien. Sein jüngstes Buch «Doom: Die grossen Katastrophen der Vergangenheit und einige Lehren für die Zukunft» liegt auf Deutsch in einer aktualisierten Auflage mit einem Nachwort zum Ukraine-Krieg vor (Pantheon).

Dieser Artikel ist zuerst im *Spectator* erschienen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

freie-matur.ch

DEIN WEG ZUR MATURA

JETZT
anmelden für
das Schuljahr
2023/24!

- ✓ Keine Aufnahmeprüfung!
- ✓ Schlanker Stundenplan
- ✓ Zentrale Lage
- ✓ Kleine Klassen mit individueller Förderung

freie Maturitätsschule WINTERTHUR

Mariana Mazzucatos

Gefühl für öffentliche Ziele

Sieben Frauen hätten sein Leben verändert, sagt Deutschlands Wirtschaftsminister Robert Habeck. Darunter die Londoner Ökonomin Mariana Mazzucato. Sie will vor allem eines: mehr Staat.

Oliver Stock

Wer den anderen verstehen will, muss wissen, wie er denkt. Deswegen ist es sinnvoll, Mariana Mazzucato zuzuhören. Der Deutsche Bundestag hatte die Top-Ökonomin in diesem Monat zum Vortrag eingeladen, genauer gesagt: Es war die Grünen-Fraktion im Parlament, die sie einlud. Wer also wissen will, wie die Grünen denken, sollte an das Denkgebäude der Professorin für Economics of Innovation and Public Value am University College in London klopfen.

Der grüne deutsche Wirtschaftsminister Robert Habeck nannte sie in einem Interview «eine von sieben Frauen, die mein Leben verändert» haben. Auch ohne genaue Kenntnis der anderen sechs ist dies immerhin eine Liebeserklärung, die aufhorchen lässt. Offenbar haben die Grünen einen theoretischen Überbau. Wer die Partei studiert, die Deutschland umkrepeln will, sollte den kennen. Wer also ist Mazzucato?

Problem der Profite

Die 54-jährige Professorin hat eine Mission, und es ist nicht falsch, von einer «Mondmission» zu reden, denn genau diesen Vergleich nutzt sie in ihrem Werk «Mission Economy». Inspiriert von den US-«Moonshot»-Programmen der sechziger Jahre, in denen sich die Politik als Treiber von Inno-

Dass diese Rechnung nicht aufgeht, wissen alle, die in Deutschland schon mal Bahn gefahren sind.

novationen aufstellte, fordert sie, die Rolle der Regierung innerhalb der Wirtschaft und der Gesellschaft zu überdenken. Sie will das «Gefühl für öffentliche Ziele» zurück.

Um die massiven Krisen, mit denen wir konfrontiert seien, zu lösen, müssten wir «kollaborativ und missionsorientiert» denken und eine «Stakeholder-Sicht auf öffentlich-private Partnerschaften» einbringen. Was das bedeutet? «Nicht nur gemeinsam Risiken einzugehen, sondern auch die Vorteile zu teilen.» Und: «Ressourcen auf eine Weise mobilisieren, die

so mutig und inspirierend ist wie die Mondlandung – dieses Mal für die «bösesten» Probleme unserer Zeit.» Die da wären: Krankheiten, Ungleichheit, «digitale Kluft», Klimawandel.

Ihr Denkgebäude sieht so aus: Im Kampf gegen die Probleme des 21. Jahrhunderts, vor allem gegen den Klimawandel, ist der Markt überfordert. Den Unternehmen mangelt es am Willen, an den richtigen Anreizen und der Übersicht, das Notwendige zu tun. Also muss der Staat ran. Den Rahmen zu setzen, reicht nicht mehr. Es braucht den «unternehmerischen Staat», der in Märkte eingreift und private Entscheidungen lenkt.

Eine «Erbin von Marx» (*Spiegel*) ist sie trotzdem nicht: Mazzucato sieht weder im Kommunismus noch im Sozialismus die Lösung, sondern in einer vom Staat gelenkten Marktwirtschaft, in der Politiker und ihre Beamten die grossen industriepolitischen Projekte vorgeben. Sie steht damit in der Tradition etwa eines Walter Eucken, eines der Vordenker der Sozialen Marktwirtschaft. Er formulierte vor bald hundert Jahren so: «Wir brauchen den starken Staat, der Regeln setzt und die Durchsetzung kontrolliert.»

Im Kern stellt Mazzucato zwei Fragen: Ist der Markt mit den Herausforderungen unserer Zeit überfordert? Und: Kann es ein unternehmerischer Staat besser?

Nahezu unbestritten ist ihre Analyse, dass der Staat immer wieder einen Teil der Risiken übernehmen muss, die für einen Einzelinvestor zu hoch sind. Massnahmen gegen den Klimawandel gehören dazu. Allerdings geht sie weiter. Sie glaubt, dass die Unternehmer es nicht können. Den Grund dafür sieht sie im

kurzfristigen Profitinteresse von Investoren. Grosse Innovationen wie das Internet oder die Entwicklung der Mikroprozessoren brauchten Jahrzehnte, um Profite zu erwirtschaften. Wagniskapitalgeber seien aber kaum bereit, mehr als fünf Jahre auf Profite zu warten.

Viel Geld, viel Leistung?

Besonders Streitbar wird die Professorin dort, wo sie vorrechnet, dass der Staat Kosten und Risiken grosser Innovationen übernimmt, private Unternehmen aber den Gewinn einstreichen. Das hemme die Innovationsfähigkeit des Staates. Überhaupt das liebe

Geld. In diesem Teil ihrer Argumentation ist Mazzucato wohl am anfälligsten. So hält sie den «Green Deal» der EU-Kommission für richtig, sieht aber Mängel: «Es werden keine neuen europäischen Mittel verwendet, und man beschränkt sich auf die Verwendung von Subventionen als Investitionsinstrumente.»

Sie will «ehrgeiziger investieren, anstatt zur Sparpolitik zurückzukehren». Ansonsten laufe Europa Gefahr, «erneut in die Sparfalle zu tappen». Das führe zur «Aus-

höhlung des öffentlichen Sektors, wirtschaftlichen Stagnation und Vergrösserung der Ungleichheiten». Für Mazzucato gilt offenbar: Viel Geld gleich viel Leistung.

Dass diese Rechnung nicht aufgeht, wissen alle, die in Deutschland schon mal Bahn gefahren sind. Das staatliche Unternehmen hat knapp dreissig Milliarden Euro Schulden. Es hat keine nennenswerte Konkurrenz, die Infrastruktur verkommt, und die Züge sind so unpünktlich, dass man für wichtige Termine doch lieber das Auto nimmt. So einfach, wie Mazzucato sich die Welt malt, ist sie leider nicht.



Unternehmer können es nicht: Denkerin Mazzucato.

«Dazu will ich mich nicht äussern»

Journalisten leben davon, dass andere reden. Wenn man sie selber zur Rede stellt, schweigen sie eisern.



Der Fall passte gut in die Kultur der Medienbranche, in der Intrigen und Ränkespiele zum Repertoire gehören. Es war der Fall Anuschka Roshani.

Roshani, Redaktorin beim *Magazin* aus dem Hause Tamedia, wollte Chefredaktorin des Blattes werden. Sie versuchte darum, den amtierenden Chefredaktor mit schmutzigen Tricks aus dem Amt zu mobben.

Roshani griff dabei auf die beste Methode zurück, mit der Frauen heutzutage einen Mann zur Strecke bringen können. Sie warf ihrem Chefredaktor Finn Canonica sexuelle Belästigung vor und publizierte dann im deutschen Magazin *Der Spiegel* eine mehrseitige Anklageschrift, wie übel er sie traktiert habe.

Die Belästigung der Redaktorin Roshani wurde in einer neutralen Untersuchung dann weitgehend als Ammenmärchen enttarnt. Man kann ihre Schwindeleien auch in einem Buch des Radiounternehmers Roger Schawinski nachlesen, das zum Thema soeben erschienen ist.

Logischerweise fragten alle Schweizer Redaktionen, vom *Blick* bis zu «10 vor 10», das vermeintliche Opfer Roshani für ein Interview an, um ihre Sicht der Dinge zu präsentieren. Roshani lehnte alle Anfragen ab und schwieg in eigener Sache wie ein Grab. «Dazu will ich mich nicht äussern», sagte sie.

Wir sind damit bei einer speziellen Doppel-moral im Mediengewerbe. Wenn Journalisten Informationen über andere liefern, sind sie extrem aggressiv. Wenn Journalisten Informationen über sich selber liefern müssen, sind sie extrem defensiv.

Nehmen wir an, ein Politiker oder Manager gerät ins Zwielficht. Auf die Nachfrage von Journalisten sagt er: «Dazu will ich mich nicht äussern.» In diesem Fall drehen die Medien durch. Sie geisseln die Gesprächsverweigerung als übelste Intransparenz und als unerträglichen Verstoss gegen die offene Demokratie.

Nehmen wir hingegen an, ein Redaktor oder ein Journalist gerät ins Zwielficht. Auf die Nachfrage von Journalisten sagt er: «Dazu will ich mich nicht äussern.» Das ist der Normalfall.

Ein schönes Beispiel haben wir letzte Woche erlebt. Es wurde publik, wie die berühmte Schimpfkanone Jolanda Spiess-Hegglin eine diskriminierende Kampagne gegen die *Tages-Anzeiger*-Journalistin Michèle Binswanger or-

Als Hollenstein und Voigt zu ihrer dubiosen Rolle befragt wurden, war die Antwort der beiden identisch.

chestrierte, um deren Buch über die Zuger Sex-Affäre zu verhindern. Zu Spiess-Hegglin's engsten Mitarbeitern bei diesem Schmierestück gehörten die Journalisten Pascal Hollenstein und Hansi Voigt.

Hollenstein war publizistischer Leiter von CHMedia, wo er Knall auf Fall gehen musste. Voigt war Chefredaktor der Online-Portale von *20Minuten* und *Watson*, wo er beidenorts Knall auf Fall gehen musste.

Als Hollenstein und Voigt von Medienvertretern zu ihrer dubiosen Rolle befragt wurden, war die Antwort der beiden identisch: «Dazu will ich mich nicht äussern.»

Oder nehmen wir das linke Online-Magazin *Republik*. Jahrelang bejubelten die beiden Gründer, die Journalisten Christof Moser und Constantin Seibt, ihr Erfolgsmodell. Zuletzt musste die *Republik* eine Massentlassung aussprechen und hatte zudem ein Verfahren wegen Steuerdelikten am Hals. Was sagten Moser und Seibt, als andere Journalisten nachfragten? «Dazu möchte ich mich nicht äussern.»

Unser Ratschlag an alle Politiker und Manager, die von den Medien mit kritischen Fragen bombardiert werden, ist also ganz einfach. Sagen Sie: «Dazu möchte ich mich nicht äussern.»

Wenn die Journalisten dann toben, solche Gesprächsverweigerung sei übelste Intransparenz und ein unerträglicher Verstoss gegen die offene Demokratie, dann sagen Sie: «Ihr sagt ja auch bei allen kritischen Fragen an euch, dass ihr euch dazu nicht äussert.»

Damit wäre eigentlich alles gesagt, aber eine Schlusspointe habe ich noch.

Anuschka Roshani, die Märchentante vom *Magazin*, redete dann doch noch in den Medien. Sie trat als Gast im «Literaturclub» des Schweizer Fernsehens auf. Die TV-Moderatorin kündete an, man habe sich «im Vorfeld darauf geeinigt», mit ihr nur über ihre Liebe zur Literatur zu reden, aber «nicht über offene Verfahren».

Das war ungefähr so, wie wenn Wladimir Putin in eine Talkshow eingeladen würde, um dort über seine Liebe zur Sportfischerei zu reden, aber nicht über den Ukraine-Krieg.

Ich habe zu dieser Art von Journalismus eine klare Meinung. Aber ich will mich dazu nicht weiter äussern.

Gejammer der Jungärzte-Gewerkschaft

Der Chirurg Othmar Schöb kann die Klagen über zu lange Arbeitszeiten nicht mehr hören. Der Assistenten-Verband schade der Qualität der Medizin.

Christoph Mörgeli

Als Ferdinand Sauerbruch die chirurgische Universitätsklinik Zürich geleitet hat, soll er einen Assistenten gefragt haben, warum er seit längerem nichts mehr publiziert habe. «Herr Professor», antwortete dieser, «ich arbeite fast rund um die Uhr und habe nur fünf Stunden Schlaf.» Worauf ihn Sauerbruch anschrie: «Fünf Stunden? Da liegen Sie sich ja wund!»

Diese Zeit ist über hundert Jahre vergangen. Doch was der Verband Schweizerischer Assistenz- und Oberärztinnen und -ärzte (VSAO) jüngst in einer wohlorchestrierten Medienkampagne gefordert hat, geht ins andere Extrem. Dieser Verband des medizinischen Mittel- und Unterbaus beschwert sich auf allen Kanälen über die Fünfzig-Stunden-Woche. Eine junge Assistenzärztin verglich die Überschreitung dieser Obergrenze in der SRF-Sendung «10 vor 10» mit dem Ausplündern einer Bank, was ja Gefängnis nach sich ziehe.

Lamento von der knappen Freizeit

«Überlastung, Stress, Burnout, das alles ist Alltag in Schweizer Spitälern», kommentierte der Moderator mit sorgenvoller Miene. Die Rede war landesweit von «Arbeit bis zum Umfallen» und von einer kollektiven Übermüdung, welche die Patientensicherheit gefährde. Kurz, es herrsche «Stressalarm im Spital». Präsiert

Statt Freude zu vermitteln und ein Feuer für den Beruf zu entfachen, suhle man sich im Opferstatus.

wird die Assistentenvereinigung von Angelo Barrile. Dieser ist von der Überlastung durch eine Fünfzig-Stunden-Woche am Krankenbett kaum betroffen, politisiert er doch für die SP im Nationalrat.

Dem ewigen Lamento über knappe Freizeit, zu kurz kommendes Privatleben oder mangelnde Work-Life-Balance kann Othmar Schöb nichts abgewinnen. Der Professor für Viszeral- und Thoraxchirurgie an der Klinik Hirslanden in Zürich war bereits mit 36 Jahren Chefarzt



Hauptsache, 42-Stunden-Woche: «Die Gross-Klinik» von Thomas Eakins, 1875.

am Spital Limmattal und amtierte als jüngster Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Chirurgie. Schöb hat immer Weiterbildungen für chirurgische Fachrichtungen geleitet; auch heute betreibt er mit seinem chirurgischen Zentrum an der Hirslanden-Klinik eine privatwirtschaftlich organisierte Weiterbildungsstätte. Er hat in seinen über dreissig Berufsjahren nie weniger als achtzig bis hundert Stunden pro Woche gearbeitet. Dennoch ist Schöb Vater von vier Kindern, begeisterter Alpinist und früherer Regimentsarzt im Range eines Majors. Sein Verständnis für die Forderungen der Assistenten hält sich in engen Grenzen: «Es geht dem VSAO

seit über dreissig Jahren ausschliesslich um die Reduktion der Arbeitszeit. Eine effiziente, auch praktische Weiterbildung oder eine vernünftige Bezahlung des Nachwuchses unseres Eliteberufs ist kaum je ein Thema.» Statt Freude und Motivation zu vermitteln und ein inneres Feuer für den ärztlichen Beruf zu entfachen, suhle sich der Verband in einem wehleidigen Opferstatus.

Das Problem der Übermüdung sei ein gutgepflegter Mythos, meint Othmar Schöb: «Die Patientensicherheit ist nicht durch zu lange Arbeitszeiten gefährdet, sondern durch die mangelnde Kontinuität in der Betreuung, also den ständigen Wechsel des ärztlichen Perso-

nals.» Das führe zu Doppeluntersuchungen, schwach sinnigen Aktionen, sogar falschen Verschreibungen. Sollen die chirurgischen Assistenten und Oberärzte mitten in einer Operation davonlaufen, weil sie sonst ihre Arbeitszeit überschreiten? Wie steht es dann um die Haftpflicht? Ältere Untersuchungen aus jener Zeit, in welcher unter der Woche die Kontinuität der Betreuung noch Normalzustand war, haben gezeigt, dass die Fehlerquote an den weniger hektischen Wochenenden grösser war – und zwar wegen des Schichtwechsels, nicht wegen Übermüdung.

Schweigen der Chefärzte

Mittlerweile sehen die Patienten ihren Arzt oder ihre Ärztin nur noch in den Privatspitälern täglich. Dazu meint Chirurg Schöb: «Wir haben heute viermal mehr Mediziner als vor dreissig Jahren. Und damit viel höhere Kosten bei sinkender Qualität.» Beides sind gewichtige Faktoren für die hohen Defizite im öffentlichen Gesundheitswesen. Früher habe ein junger Assistent auf einer Station dreimal mehr Patienten betreut als heute. Viele chirurgische Assistenten würden derzeit nur gerade während zweier Stunden pro Woche aktiv operieren und oftmals nicht wesentlich mehr als drei Stunden assistieren. Die restliche Zeit gehe drauf mit unnützem Warten, bürokratischer Administration und Kompensation.

In der gegenwärtig vorgeschriebenen Arbeitszeit und erst recht bei einer allfälligen Durchsetzung der auch schon geforderten 42-Stunden-Woche lässt sich laut Othmar Schöb das notwendige berufliche Wissen und Können unmöglich vermitteln: «Tatsächlich ist die Weiterbildung in den chirurgischen Fächern durch den Verband der Assistenz- und Oberärzte bedrängt worden.» Die Hauptbotschaft dieser Vereinigung laute nämlich, andere Prioritäten als den Beruf zu setzen: «Die Weiterbildung und die Vermittlung einer breiten ärztlichen Kunst bleiben auf der Strecke. Stattdessen breitet sich ein enges Spezialistentum aus, das für jede Medikamentenverordnung nach der entsprechenden Fachperson ruft.» Und wie wollen Ärzte später als Unternehmer eine eigene Praxis führen, wenn sie bei zehn Stunden unproduktiver Tagesarbeit in ihrer aktuellen Situation schon überfordert sind?

Demnächst ist die Hälfte der in der Schweiz tätigen Ärzteschaft – davon ein Drittel Ausländer – in Spitälern tätig. Mit den zunehmenden staatlichen Festanstellungen einher gehen gewerkschaftliche Forderungen und eine veränderte politische Gesinnung. Wollte früher ein Allgemeinpraktiker und freisinniger Präsident des Zürcher Ärzteverbandes mit seiner Organisation noch dem Gewerbeverband beitreten, präsidiert heute die grüne Ex-Nationalrätin und Alternativmedizinerin Yvonne Gilli die schweizweite Standesorganisation FMH. Das Fazit von



Höhere Kosten, sinkende Qualität:
Mediziner Schöb.

Othmar Schöb lautet: «Der akademische Stand der Ärzte ist durch Vereine wie den VSAO politisch dominiert und hat seine Eigenständigkeit preisgegeben – auch auf chefärztlicher Ebene.»

Tatsächlich ist von den Chefärzten kein Widerspruch gegen die ausufernden Forderungen des VSAO zu hören. Sie lassen sich von der Einflussnahme des Assistentenverbands und dem medialen Druck einschüchtern, wollen keine Schwierigkeiten durch Sanktionen und ducken sich weg. Auch die Kader der Oberärzte, die früher viel klinische Erfahrung weitergegeben und so für Kontinuität gesorgt haben, befinden sich mittlerweile im Gewerkschaftsmodus. Sie schweigen zum Fetisch der Arbeitszeiterfassung, obwohl eine Übermüdung bei einer Fünfzig-Stunden-Woche bei jungen Menschen schon aus biologischen Gründen gar nicht möglich ist.

Nachwuchsprobleme

Den Begriff Leistung kenne der Verband schon lange nicht mehr, genauso wenig wie Qualitätssicherung, stellt Othmar Schöb fest. «Er ist im Grunde der Totengräberverein des Ärztestandes, jedenfalls der Chirurgie, und arbeitet gegen die Motivation junger Menschen.» Seriöse Weiterbildungsprogramme seien unter dem Regime der aufgezwungenen Arbeitszeiten unmöglich durchzuführen. Besonders verheerend wirke sich aus, dass der VSAO eine standespolitische Dominanz ausübe und seinen Druck nicht nur in den Medien, sondern auch in verschiedensten Institutionen ausüben könne; so im Schweizerischen Institut für ärztliche Weiter- und Fortbildung (SIWF), bei Berufungen, bei Visitationen der Weiterbildung oder in jeder SRF-Sendung, wo die Jungärzte gemäss Schöb den «Eindruck völliger Erschöpfung» vermittelten, «während sie in Wirklichkeit herumstehen, in der Cafeteria jammern oder für nicht stufengerechte Arbeiten missbraucht werden». Wenn der VSAO Klini-

ken visitiere, interessierten dessen Vertreter vor allem, ob die Assistenten ein WC hätten und ob das Arbeitsgesetz eingehalten werde.

Solche Missstände sind mitschuldig daran, dass unser Gesundheitswesen viele Ärzte aus dem Ausland benötigt, deren Qualität nicht immer über alle Zweifel erhaben ist. Die Aus-

Auch die Kader der Oberärzte befinden sich mittlerweile im Gewerkschaftsmodus.

stiegsquote erschreckt, speziell in der Chirurgie. Und zwar nicht wegen Überlastung, sondern weil der Nachwuchs nicht in den Operationsaal darf. Wer es trotzdem auf freiwilliger Basis versucht, läuft Gefahr, denunziert zu werden. Die Arbeitszeitregelung hat zur grotesken Situation geführt, dass chirurgische Assistenten in der Weiterbildung zum Facharzt zurzeit nur gerade fünfzig bis hundert Stunden selber operieren – pro Jahr! Von Weiterbildung kann da nicht mehr die Rede sein, was aber den VSAO nicht kümmert. Hauptsache, 42-Stunden-Woche.

Hinzu kommt, dass viele erfahrene Chefärzte mitsamt ihrem ärztlichen Ethos, ihrem Einsatz und ihrer enormen Erfahrung in die Pension verschwinden. Doch auf den breiten Schultern dieser «Giganten» steht auch der Nachwuchs. Man müsse, so Othmar Schöb, dringend ein Gegengewicht schaffen und jungen motivierten Kräften die Freiheit geben, diesen wunderbaren Beruf ausserhalb einer verbandspolitischen Überregulierung zu erlernen. Die chirurgischen Fachgesellschaften sollten sich dieser Mission annehmen und dem VSAO den Spiegel seiner Ineffizienz entgegenhalten.

NOBILIS ESTATE
EST. 2012

BY APPOINTMENT TO
MANY HAPPY CLIENTS:
NOBILIS ESTATE AG

www.nobilis-estate.com

Leading REAL ESTATE CONCERNES OF THE WORLD SVIT LUXURY PORTFOLIO INTERNATIONAL

Anschlag auf die Neutralität

Dass Wolodymyr Selenskyj im österreichischen Parlament auftreten durfte, war ein Fehler. Leider scheint ihn die Schweiz zu wiederholen.

Herbert Kickl

Die Schweizer Neutralität war für Österreich lange Zeit ein gutes Vorbild. Sie ist seit mehr als 200 Jahren sinnstiftend für den Schweizer Staat und wurde daher besonders hoch geschätzt und gut behütet – auch mit einer starken Armee, über die Österreich durch jahrzehntelange falsche Politik längst nicht mehr verfügt. Derzeit hat sich das Verhältnis zwischen Österreich und der Schweiz jedoch umgekehrt. Jetzt geben wir das Neutralitätspolitische Vorbild für die Eidgenossenschaft – ein schlechtes Beispiel freilich. Denn nun will auch das Schweizer Parlament dem Präsidenten der Kriegspartei Ukraine eine Bühne bieten. Im Hohen Haus in Wien sprach er schon im März via Videoschaltung.

Sanktions-Musterschüler Österreich

Österreich ist kraft seiner Verfassung ein neutraler Staat. Die immerwährende Neutralität ist ein Eckpfeiler unseres Selbstverständnisses und die Rede eines Vertreters einer kriegführenden Partei im Herzen unserer Demokratie daher ein absoluter Tabubruch. Dies umso mehr, als die Neutralität besonders in den ersten Jahrzehnten ihres Bestands in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von den Spitzen der Repu-



«Absoluter Tabubruch»: Präsident Selenskyj.

blik geschickt genutzt wurde, so dass sie nicht nur zum innenpolitischen Anker, sondern auch zum aussenpolitischen Trumpf wurde, wenn es galt, sich in Krisen und Kriegen als Vermittler anzubieten. Nicht zuletzt deshalb ist Wien – wie auch Genf – Sitz zahlreicher internationaler Organisationen.

An diese aussenpolitische Erfolgsgeschichte verschwendete Österreichs Regierung keinen einzigen Gedanken, als im Februar 2022 Russland den Krieg in der Ukraine begann. Da war plötzlich die Rede davon, dass uns die Neutralität «von den Sowjets aufgezwungen» worden sei, wobei Bundeskanzler Nehammer offensichtlich darauf spekulierte, dass die Bürger die Sowjets von damals mit den Russen von heute gleichsetzen und die Neutralität ganz im Sinne der begleitenden Kriegsrhetorik als Unterdrückungsinstrument des Feindes identifizieren würden – quasi als letztes Relikt aus der Besatzungszeit. Doch das Gegenteil war der Fall. Umfragen beschieden der Neutralität ungebrochenen Zuspruch von teilweise mehr als 90 Prozent der Bürger. Die Regierung musste zurückrudern, beschränkte sich dabei aber auf Worte und liess ihnen keine entsprechenden Taten folgen.

Denn in Brüssel gibt Österreich nach wie vor den Musterschüler, wenn es gilt, ein Sanktionspaket nach dem anderen gegen Russland abzufeuern. Neben der Neutralitätsproblematik muss hier auch auf die offensichtliche Wirkungslosigkeit hingewiesen werden, zumal viele der Massnahmen den Straftenden mehr Schaden bescheren als den Bestraften. Ohne jeden Protest und zum Teil sogar ohne Genehmigung rollen durch Österreich umfangreiche Waffentransporte für die Kriegspartei Ukraine. Und als symbolischen Tiefpunkt dieser neutralitätsverletzenden Politik lud man den ukrainischen Präsidenten ein, per Video an die österreichischen Nationalratsabgeordneten zu sprechen.

Weil wir Freiheitliche gegen diesen Plan energisch protestierten, schrumpfte die Aktion von der geplanten Rede Wolodymyr Selenskyjs im Rahmen einer offiziellen Parlamentssitzung zur Teilnahme an einer privaten Veranstaltung

des umstrittenen Parlamentspräsidenten. Wir FPÖ-Abgeordnete verliessen nach Beginn der Rede den Saal und hinterliessen auf unseren Bänken Schilder mit der Aufschrift «Platz für Frieden» und «Platz für Neutralität». Die Hälfte der Sozialdemokraten – offiziell meist mit der Regierung auf einer Linie – blieb der Veranstaltung fern und bewies damit, dass es auch in anderen Parteien massive Vorbehalte gegenüber der neutralitätszersetzenden Politik der jetzigen Staatsspitzen gibt.

Keine Bühne für Propaganda

Auch wir Freiheitliche verurteilen den Krieg in der Ukraine selbstverständlich als völkerrechtswidrigen Angriffskrieg – und unbeschadet der österreichischen Neutralität können wir ihn auch als solchen bezeichnen und den Aggressor Russland beim Namen nennen und tadeln. Daraus ergibt sich jedoch keineswegs das Recht zur vorbehaltlosen Teilnahme an Sanktionen, die längst die Dimension eines Wirtschaftskriegs erreicht haben. Und genauso wenig geziemt es sich, das Haus der österreichischen Demokratie einem der Kriegspräsidenten als Propagandabühne zu leihen – und zwar egal, welchem!

Gerade in so tragischen und zugleich verfahrenen Situationen, wie es der Krieg in der Ukraine ist, käme neutralen Staaten wie der Schweiz und Österreich eine besondere Aufgabe zu. Sie besteht in einer aktiven Friedenspolitik. Dafür setzt sich die FPÖ gegenwärtig mit der parlamentarischen Petition «Krieg stoppen» ein, die viele inhaltliche Parallelen zur Neutralitätsinitiative der SVP aufweist. Leider wird mit Aktionen wie den Auftritten Selenskyjs in unseren Parlamenten viel Glaubwürdigkeit verspielt. Dennoch ist es nicht zu spät dafür, dass sich gerade auf dem europäischen Kontinent, der einmal mehr zum Kriegsschauplatz wurde, die Stimmen der Vernunft sammeln und mehren. Neutrale Staaten wären ihre natürlichen Sprachrohre.

Herbert Kickl ist Bundesparteiobermann der Freiheitlichen Partei Österreichs (FPÖ).

Grüne legen sich in den Windschatten

Die Rad-WM 2024 in Zürich ist ein hochpolitischer Anlass der Verkehrsverhinderer. Der sportliche Wettkampf verkommt zur Nebensache.

Thomas Renggli

Die Zürcher Stadtpräsidentin Corine Mauch frohlockt auf Vorrat. Die Weltmeisterschaften im Radsport, die vom 21. bis zum 29. September 2024 in Zürich über die Bühne gehen, werden zu einem «grossen Fest für das Velo als klimaschonendes Verkehrsmittel». Zürich werde an diesen Tagen zum «Weltzentrum für den Radsport», sagte die sonst nicht für ihre Sportbegeisterung bekannte Magistratin. Der Zweck heiligt die Mittel – und die Kosten. Diese belaufen sich für Vorbereitung und Durchführung der WM auf 7,85 Millionen Franken.

Zwangsbetriebsferien im Gewerbe

Dafür gehen nicht nur radsportliche Träume in Erfüllung – sondern vor allem politische. Der Autoverkehr auf einigen wichtigen Hauptverkehrsachsen wird für die Dauer der Veranstaltung stark eingeschränkt oder gesperrt. Tangiert sind dreissig Gemeinden. Denn das Ziel aller 55 (!) Rennen ist zentral beim Sechsläutenplatz. So wird die Bellerivestrasse, auf der tagtäglich Zehntausende von Pendlern am rechten Seeufer unterwegs sind, für neun Tage gesperrt – und zwar jeweils von 5 bis 19 Uhr.

Der Grund für den aufgeblähten Kalender ist hochpolitisch. Zürich bewarb sich explizit mit dem Credo der «Inklusion». Mit anderen Worten: Erstmals starten auch Paraspotler im Rahmen der WM. Und weil alle Rennen – auch diejenigen der rund vierzig Behindertenkategorien – in der Innenstadt enden müssen, nimmt die Veranstaltung schon fast die Dimensionen von Olympischen Spielen an.

Anlässlich der Vorstellung des Verkehrsplans gab der städtische Sportminister Filippo Leutenegger zu, dass man «etwas erschrocken» sei über das Ausmass der Einschränkungen. Auch Jürg Christen von der Dienstabteilung für Verkehr sieht sich vor «sportliche Herausforderungen» gestellt. Er und seine Crew würden alles daransetzen, dass der Verkehr nicht kollabiere, aber das «System muss sehr stark bewirtschaftet werden».

Dass dies allein nicht genügt, signalisieren bereits diverse Gewerbetreibende. Sonja Siep-



Olympische Dimensionen.

mann vom Heizungs- und Sanitärgeschäft R. Werner im betroffenen Aussenquartier Witikon sagt: «Wenn wir ohne Auto auskommen müssen, können wir unmöglich die gewohnten Dienstleistungen erbringen.» Für Richard Pfister, Inhaber einer Schreinerei in Witikon, tönt die Empfehlung der Stadtregierung, auf den öffentlichen Verkehr auszuweichen, weltfremd: «Das machen wir gerne, wenn uns die Stadtregierung beim Materialtragen hilft.»

Die Bellerivestrasse am rechten Seeufer wird für neun Tage gesperrt – jeweils von 5 bis 19 Uhr.

Weil dies kaum der Fall sein dürfte, plant Pfister für die Dauer der WM Betriebsferien. Sonst wisse er nicht, was zu tun wäre.

Allein in der Stadt Zürich sind 68 Rekurse eingegangen – unter anderem von den Spitälern Hirslanden und Zollikerberg und vom Kinderspital. Weil diese in ihrer Erreichbarkeit stark eingeschränkt werden – auch für Notfälle. Martin Vollenwyder, Stiftungsratspräsident des Kinderspitals, sagt: «Wenn keine Änderung stattfindet, können wir weder den Rekurs zurückziehen noch sonst ein Entgegen-

kommen signalisieren. Dann ziehen wir den Rekurs weiter – und die Rad-WM findet nicht statt. Bedauerlicherweise.»

Greifenseelauf gefährdet

Derweil freut sich Polizeivorsteherin Karin Rykart (Grüne) darüber, dass sie ihre politischen Wunschvorstellungen im Windschatten der Rad-WM geschmeidig umsetzen kann. Auch 300 Parkplätze werden vorübergehend aufgehoben – paradoxerweise für ein Sportereignis, bei dem mehr Autos (im Begleittross und in der Organisation) beteiligt sind als Velofahrer. Die Stadträtin mahnt zur Vernunft und setzt darauf, dass die Bevölkerung kooperiert und sich in dieser Zeit «anders organisieren» wird.

Selbst in Sportkreisen hält sich die Begeisterung in Grenzen. Mit dem Greifenseelauf ist auch der grösste Breitensportanlass der Region mit über 10 000 Teilnehmern betroffen. Seine Durchführung ist am ersten Samstag der WM vorgesehen – wenn die Strassen am Greifensee für die Zeitfahren schon gesperrt sind. Während man beim WM-OK davon ausgeht, dass man «aneinander vorbeikommt», ist Beat Kammermann, Mitglied der Greifenseelauf-Organisation, skeptisch: «Ich warte gespannt auf die Lösungen.»

Volkssport Sadomaso

Was einst Vergnügen von Künstlern und Intellektuellen war, ist im Mainstream angekommen. Woher kommt diese Lust am Erniedrigen und Erniedrigtwerden?

Sarah Pines

Der Beginn der abendländischen Literatur, Homers «Odyssee», beschreibt die erste Bondage-Szene überhaupt: Hephaistos und Aphrodite sind verheiratet, doch Aphrodite hat ein Verhältnis mit Ares, der vorbeikommt, sobald ihr Mann die Wohnung für Erledigungen verlässt. Als Hephaistos von der Untreue Aphrodites erfährt, will er sich rächen. Er schmiedet feinste, fast unsichtbare Metallschnüre, die er am Ehebett anbringt und die sich Aphrodite und Ares bei ihrem nächsten Treffen um alle Gliedmassen schlingen. Hephaistos lässt beide in flagranti gefesselt liegen und ruft alle Götter herbei (nur die Männer kommen, die Göttinnen sind zu verschämt), die sich um das Bett scharen und lachen. Schliesslich wirft Apollo ein, er hätte trotz allem nichts dagegen, so gefesselt neben Aphrodite zu liegen. Hermes pflichtet ihm bei. Dann gehen alle nachdenklich heim.

Geburtsland Frankreich

Die erotische Fesselung, genauer: der Sadomasochismus (SM), ist ein Motiv, das so alt ist wie die Literatur selbst. Doch was einst entweder ästhetisch überhöht wurde oder irgendwie immer *underground* war, ist im Mainstream angekommen: Lack-BHs mit Leine dran, Fesselspiele in Baumwollunterwäsche mit dem Starterkit vom Pornoladen (Polyesterschlingen, Nippelklemme, Po-Stöpsel) gibt es an jeder Ecke zu kaufen. Der unsäglich schlecht geschriebene Bestseller «Fifty Shades of Grey» – die junge Studentin Ana trifft den Millionär Christian Grey, unterwirft sich ihm in zahlreichen Bondage-Spielen, am Ende heiraten sie und kriegen Kinder – ist bis heute eines der meistverkauften Bücher.

Stars wie Madonna oder Lady Gaga besingen den Sadomasochismus, die Schauspielerin Eva Longoria preist ihn als ihr kleines schmutziges Schlafzimmergeheimnis, in «S & M» singt Rihanna «the pain is for pleasure» («der Schmerz ist zum Vergnügen») und «chains and whips excite me» («Ketten und Peitschen erregen mich»). Der Kurzfilm «Tongue Tied» (2014) zeigt Miley Cyrus in verschiedenen Latex-Posen. Das

Sprachrohr der amerikanischen SM-Gemeinde, die inzwischen online erscheinende Zeitschrift *Prometheus*, gibt es seit den frühen 1970er Jahren.

Der sogenannte Blümchensex beziehungsweise die bürgerlich-romantische Beziehung wurde seit je von der angeblichen «Lust am Schmerz» herausgefordert. Was ist die Fantasie hinter dem Sadomasochismus, wie kam sie zustande, warum ist sie zeitlos? Für die einen steht der SM für den Höhepunkt der sexuellen Revolution und für Alltagsflucht aus der kapita-

Der sogenannte Blümchensex wurde seit je von der «Lust am Schmerz» herausgefordert.

listischen Repressionsmaschine. Kritiker sehen im SM das genaue Gegenteil: Die nur in Machtverhältnissen wie Herrscher–Untertan, Lehrer–Schüler, Feldherr–Sklave zu denkende sexuelle Praxis sei Symptom sexueller Unterdrückung, stehe für Hass und Gewalt, ob gegen die Frau oder gegen wen auch immer, der da am anderen Ende der Lackleine kauere. Für die radikale Feministin Andrea Dworkin stand der SM für das Recht der Männer an der Vergewaltigung der Frau. Kritisiert wird der SM auch für seine «Faschistenästhetik»: Meister in knirschenden, Gestapo-artigen Mänteln malträtiert in Ketten liegende Untergebene.

Frankreich ist das intellektuelle Geburtsland des SM. Die Schriften des ersten grossen Libertins Marquis de Sade, darunter «Justine» oder «Juliette», machten ab dem 18. Jahrhundert den Sadomasochismus zwar nicht salonfähig, aber sie schärften das Bewusstsein dafür, dass es noch etwas anderes gibt im Sex. Etwas, das brutal ist, abstoßend und hässlich und gerade deswegen anziehend, für manche zumindest. Für den Katholiken de Sade war der Mensch, vertrieben aus dem Garten Eden, zu Schlechtem verdammt. Ohne blasphemische sexuelle Akte, Vergewaltigungen oder Folter gab es für de Sade keine Erregung, die für ihn allerdings grösstmögliche Annäherung an Tugend jenseits christlicher Dogmatik bedeutete. De Sade



Urbund zwischen Göttern und Kreaturen:

verkörperte den Elitarismus des Adels; für die niederen Schichten waren perverse Exzesse nicht vorgesehen. Letztlich hasste de Sade auch die Frauen; in seinem Werk die Hauptopfer sadistischer Qualfantasien.

Goethes Fantasie

Die Patina des Antibürgerlichen, Elitären, immer irgendwie «Auserwählten», geistig Herausfordernden verloren der Sadomasochismus und die erotische Fesselung lange nicht. Der SM blieb lange Angelegenheit von Künstlern, Autoren und Intellektuellen wie den Surrealisten, von Jean Genet, Georges Bataille oder Michel Foucault, oder von sexuell marginalisierten Gruppen. In der «Geschichte der O» (1954) von Anne Desclos unterwirft die Modelfotografin O sich bedingungslos dem angebeteten René. In Troubadour-Gedichten symbolisieren Haarlocken die Fessel an die angebetete Dame, Brünhild aus dem «Nibelungenlied» hängt den an Fuss- und Handgelenken gefesselten Gunther nackt über ihr Bett mit Ausblick auf sein Genital.

Von seiner grossen Liebe Lili Schönemann sagte Goethe, sie halte willige Männer gefesselt



Popstar Miley Cyrus.

wie Tiere im Park, und Prousts Hauptfigur Marcel sperrt aus Eifersucht die Geliebte Albertine in eine Art hochüberwachten Alltag, stellt ihr nach, steht im Schlaf neben ihrem Bett, und Albertine fügt sich gerne, zumindest eine Zeitlang; der Philosoph Aristoteles liess, auf allen Vieren kniend, Phyllis auf ihm reiten und ihn dabei auspeitschen. Der Mann im Büsserhemd vor der Marienstatue, der Unterwürfige vor der Frau im Pelz in Texten von Leopold von Sacher-Masoch – die Bilderreihen wären endlos.

Auch in vielen Texten Franz Kafkas geht es um die Ambivalenz der Freude an der Pein. In der Geschichte «In der Strafkolonie» suggeriert etwas in der Haltung des an Fuss- und Handknöcheln sowie am Hals gefesselten «Verurteilten» verhöhlenes Behagen, «als könnte man ihn frei auf den Abhängen herumlaufen lassen und müsse bei Beginn der Exekution nur pfeifen, damit er käme».

Woher kommt die Lust an der Erniedrigung? Ist es der Reiz des Verbotenen, oder wiederholt die SM-Praxis des Bondage den paulinischen Gedanken des gekasteiten, da sündigen Fleisches, Gefängnis der für den Himmel be-

stimmten Seele? Hier wäre der Gedanke: Verloren ist Eden, das goldene Zeitalter, der Urbund zwischen Göttern und Kreatur und das naive Ausgeliefertsein an höhere Mächte. Stattdessen unterliegt der Mensch trocken-spröden Gesellschaftsverträgen. Alte archaische Freiheit ist nur als vorübergehender Ausnahmezustand möglich. Wie? Durch die vorübergehende – freiwillige – Aufgabe des Ich in der sexuellen Grenzüberschreitung.

Inzwischen bedeutet der SM weniger die ultimative geistige Emanzipation des Ich, sondern das Abgleiten ins kapitalistische Spiessertum, wie Homer es niemals vorhergesehen haben mag und wie es dennoch von Anfang an mitschwingt: «Sollte ich euch anfehlen, mich loszubinden, so fesselt mich umso stärker und fester», wies Odysseus seine Mannschaft an, bevor das Schiff die Meerenge der Sirenen passiert, Fabelfrauen mit Klauen und Federn, die auf Klippen in der Brandung hocken. Odysseus durchquerte das Getöse, den Lärm aus Tierschreien und Wellenbrausen mit minimalem Aufwand, fast schon Geiz: Die Ohren der Mannschaft waren versiegelt, er selbst ge-

fesselt und passiv: SM ist lernbar, «Googlebar», es gibt reihenweise Handbücher, ist für die, die ihn betreiben, eine Form der minutiösen Selbstvervollkommnung durch Disziplin bis an die Grenze der Kleinlichkeit.

Schlösser und Penthouse-Wohnungen

Der italienische Filmemacher Pier Paolo Pasolini sagte vom SM, er reduziere Sex auf eine Ware. Noch ein Aspekt: SM bedeutet Besitz und Konsum, das Habenwollen von Menschen, Dinge kaufen. Keine Sexualpraktik braucht so viel Zubehör, für keine Sexualpraktik gibt es so viele Fetischläden, so viele Kleider und Gadgets wie für den SM. Nicht nur das: Die berühmten Sadisten aus Literatur und Film sind und waren ausserordentlich wohlhabend oder – siehe die Celebrities von heute – berühmt. Sie entstammen dem Adel, leben in Schlössern, Herrenhäusern, Penthouse-Wohnungen oder Lofts.

Der im Alltag praktizierte SM der Massen ist imaginäre Flucht aus der drögen, bürgerlichen, kaufsüchtigen Existenz hinein in einen vorgestellten Saus und Braus, den man so nie haben wird.



INSIDE WASHINGTON

Michelle Obama lässt Demokraten träumen

Die Demokratische Partei stiess letzte Woche einen kollektiven Seufzer aus, als Präsident Joe Biden auf dem Weg zur Begrüssung der anderen Staats- und Regierungschefs, die sich zum G-7-Gipfel in Hiroshima, Japan, versammelt hatten, eine kurze Treppe hinunterfiel. Biden konnte sich zwar fangen, aber der Moment war eine schmerzhaft Erinnerung daran, dass der Achtzigjährige und die Hoffnungen der Partei für 2024 nur einen Stolperschritt von einer Katastrophe entfernt sind.

Hillary Clinton, die immer auf der Lauer liegt, konnte nicht widerstehen, sich einen politischen Schubser zu geben. Mit Blick auf «the stumble» sagte die zweimalige Präsidentschaftskandidatin, dass «[Bidens] Alter ein Thema ist und die Leute jedes Recht haben, es zu berücksichtigen». Doch bevor Clinton die Motoren der Kampagne 2024 anwirft, lässt eine andere ehemalige First Lady die Fantasie der Partei auf Hochtouren laufen: Michelle Obama.

Der frühere Bill-Clinton-Berater Doug Schoen spricht in einem Gastartikel im *Wall Street Journal* aus, wovon viele Parteimitglieder träumen, und stellt fest, dass Obama die einzige Demokratin mit breiter nationaler Anziehungskraft ist. Die Bestsellerautorin führt seit drei Jahren in Folge die Gallup-Rangliste der meistbewunderten Frauen in Amerika an. Jüngst tanzte sie mit Bruce Springsteen und der E Street Band auf der Bühne in Barcelona und machte Urlaub mit Steven Spielberg, seiner Frau Kate Capshaw und Tom und Rita Hanks. Obama scheint ihr bestes Leben zu leben – was vielleicht der Grund dafür ist, dass sie sagt, sie werde nie wieder ins Weisse Haus zurückkehren. Wie sie der BBC im November sagte, lautet die Frage, die sie am meisten hasst: «Werden Sie für das Präsidentenamt kandidieren?» Bis jetzt war die Antwort stets ein klares Nein.

Amy Holmes

Ursula von der Leyens teures Hütchenspiel

Der geheime Milliarden-Deal der EU mit Pfizer ist ein Skandal. Skandalöser ist nur das Verhalten der Medien.

Wolfgang Koydl

Früher hätte Martin Sonneborn wohl eine Schellenkappe und ein buntes Wams getragen – die Kleidung eines Hofnarren, der seine adeligen Herrschaften mit klugen und witzigen Sprüchen zum Nachdenken anregte. Sonneborn versucht dies mit Ursula von der Leyen, Europas Herrscherin. Doch bislang sieht es nicht so aus, als ob er Erfolg damit hätte.

Schon in der zweiten Legislaturperiode sitzt der Ex-Chefredaktor des Magazins *Titanic* für die Satire-Partei «Die Partei» im Europäischen Parlament. In dieser Zeit hat er sich einen Namen gemacht als Ein-Mann-Opposition gegen die EU-Kommission und ihre deutsche Chefin. Seine kurzen Reden im Parlament sind Höhepunkte langweiliger Debatten.

Man kann nicht sagen, dass sich Sonneborn immer galant verhält. «Ich sage Ihnen einen Satz, den vermutlich noch nie ein Mann zu Ihnen gesagt hat», schleuderte er von der Leyen entgegen. «Ich möchte Ihre Handynummer.» Was despektierlich klingt, hat einen ernsten, ja kriminellen Hintergrund. Denn von ihrem Handy aus fädelte die EU-Chefin im Alleingang eines der teuersten Geschäfte in der Geschichte der EU ein: die Bestellung von Milliarden Covid-Impfdosen bei der amerikanischen Pharmafirma Pfizer.

«Mindestens 10 Milliarden»

Obwohl die EU-Staatsanwaltschaft gegen von der Leyen ermittelt, Europäischer Rechnungshof und Bürgerbeauftragte Fragen stellen und die *New York Times* Klage angestrengt hat, blocken die Kommission und ihre Präsidentin ab. Sie verweigern Aussagen und Antworten, schwärzen die Vertragstexte und haben offenbar die SMS gelöscht, mit denen sich von der Leyen und Pfizer-Boss Albert Bourla austauschten.

Insgesamt wurden 1,5 Milliarden Dosen bestellt und geliefert (drei für jeden EU-Bürger vom Säugling bis zum Greis) und eine Option auf weitere 500 Millionen bis 2023 vereinbart. Da die Nachfrage nach Impfstoff mittlerweile zum Erliegen gekommen und die Verfallsdaten gelieferter Dosen abgelaufen sind, wollen die EU-Mitgliedsstaaten nun wenigstens die Option stornieren. Schliesslich geht es um zehn Milliar-

den Dollar: 500 Millionen Dosen zum Stückpreis von zwanzig Euro.

Zunächst zeigte sich Pfizer nicht kulant. Verträge seien Verträge, hiess es, und von der Leyen schluckte es. Erst auf Druck einiger Mitglieder bequemte sie sich zu Nachverhandlungen. Unnötig zu erwähnen, dass auch diese Gespräche hinter verschlossenen Türen stattfanden. Doch von der Leyen konnte einen Erfolg vermelden: Pfizer würde nur noch auf der Abnahme von 280 Millionen Dosen bestehen. Allerdings werde für die ursprünglich bestellten zusätzlichen 220 Millionen eine Stornogebühr von je zehn Euro fällig.

«2,2 Milliarden Euro Stornogebühr für eine nicht zu erbringende Leistung – das klingt nach einem Geschäft, das wir auch mal gerne machen würden», so Sonneborn. Damit nicht genug: Für die restlichen 280 Millionen Einheiten müsse Pfizer leider deutlich mehr verlangen als die ursprünglich vereinbarten zwanzig Euro. Richtschnur könnte der in den USA ausgerufene Richtpreis von 110 bis 130 Dollar sein.

Die EU ersetzt eine Zahlungsverpflichtung von zehn Milliarden Euro durch eine Zahlungsverpflichtung von (mindestens) zehn Milliarden Euro. «Ein interessantes Hütchenspiel», so Sonneborns trockener Kommentar. Ausser ihn scheint dies freilich niemanden im EU-Parlament oder in der Öffentlichkeit aufzuregen. Schlagzeilen in «jedem Käseblatt vom *Spiegel* bis zur *FAZ*» (Sonneborn) machte stattdessen ein anderes Thema: von der Leyens niedersächsisches Pony, das von einem Wolf gerissen wurde.



My Pony Lies Over the Ocean: von der Leyen, Dolly.

HERODOT



Selbst wenn der Frühling uns im Stich lässt, auf die Feiertags-Staus am Gotthard ist Verlass. Die drei langen Wochenenden qua christlicher Feiertage laden hierzulande kaum zu Besinnlichkeit und Kirchgang ein, viel eher zum grossen Aufbruch in den vermeintlich sonnigen Süden. Dafür berappt man einen hohen Preis in Form stundenlanger Staus am Gotthard und anderswo, oder in der Enge überfüllter Züge. Derweil weiss wohl nur noch eine Minderheit der Bewohner dieses Landes, welch biblischen Ereignissen sie die langen Wochenenden verdankt, und in der Kirche lässt sich an Ostermontag, Auffahrt oder Pfingstmontag weniger als 1 Prozent von ihnen blicken (in zahlreichen katholischen Staaten ist übrigens keiner dieser drei Tage ein offizieller Feiertag).

Einem Ausserirdischen müssten diese Staus als Schildbürgerstreich vorkommen, denn sie werden von der Politik mutwillig provoziert. Zum einen führt sie von Norden und Süden zwei vierspurige Autobahnen mit teils langen Tunnels an den Alpenkamm und zwingt sie dann durch ein siebzehn Kilometer langes zweispuriges Nadelöhr. Sie glaubt nur so unsere EU-Nachbarn daran hindern zu können, ihre ganzen Lastwagenlawinen durch unsere engen Alpentäler zu jagen und damit den Stau quer durch die Schweiz zum Dauerzustand zu machen. Zum andern konzentrieren die drei verlängerten Wochenenden, deren christlicher Ursprung nur noch rudimentär bekannt ist und von den wenigsten gelebt wird, den ganzen Drang nach Süden auf wenige Tage, statt ihn gleichmässig über alle Frühjahrswochenenden zu verteilen.

Würden die obligatorischen arbeitsfreien Tage auf den Karfreitag und den Weih-

nachtstag beschränkt und die übrigen Feiertage in zusätzliche, frei wählbare Ferientage umgewandelt, könnten Mega-Staus am Alpenkamm weitgehend vermieden werden. Familie Schweizer könnte ihre verlängerten Wochenenden nach persönlichen Bedürfnissen und Wetterbericht frei wählen und erst noch von günstigeren und weniger überfüllten Hotels und Restaurants profitieren. Die Tourismusindustrie hätte eine stetigere und weniger stresserfüllte Auslastung.

Weniger Stress hätten auch Polizei und Rettungsdienste und unsere geschundene Umwelt, da weniger Staus auch den CO₂- und den

Livia Leu hat alles richtiggemacht. Dafür gibt es hierzulande leider keinen Blumentopf.

Feinstaub-Ausstoss reduzieren. Die Banntage im Zürcher Unterland und in der Nordwestschweiz liessen sich vom Auffahrtstag problemlos auf einen Samstag oder Sonntag verschieben und genossen wohl wieder mehr Zulauf, so wie auch die 1.-August-Feiern besser besucht waren, bevor der ganze Tag arbeitsfrei war und sich meist – wie der Auffahrtstag – mit einem verlängerten Wochenende verbinden liess.

Den wenigen, welche die religiösen und politischen Feiertage tatsächlich begehen möchten, könnte das Recht eingeräumt werden, die zusätzlichen freien Tage an den bisherigen Feiertagen zu beziehen. En passant könnte dieses Recht auch Juden und Muslimen für deren religiöse Feiertage gewährt werden. Der Systemwechsel brächte so kaum jemandem Nachteile, aber erledigte ein ganzes Heer von «Fliegen» auf

einen Schlag. Doch leider werden die Berner Schildbürger eine solche Reform noch lange nicht umsetzen.

Sie sind an weit bedeutenderen Fronten beschäftigt. Das Ende der CS und dessen Umstände machen nicht nur die Finma zur internationalen Lachnummer. Der prognostizierte Riesensondergewinn der UBS aus der CS-Übernahme in dutzendfacher Höhe des «Kauf»-Preises nimmt sich angesichts der weitgehenden beziehungsweise vollständigen Enteignung der CS-Aktionäre und -Sonderleiheneigner peinlich aus, ganz unabhängig davon, wie die diesbezüglichen Rechtsstreite ausgehen. Der Schaden derartiger Wursteleien wird nicht nur unseren Finanz-, sondern den ganzen Wirtschaftsplatz nachhaltig treffen.

Ebenso wenig wird das Vertrauen in die Seriosität unseres Landes gefördert durch die Opferung einer weiteren Staatssekretärin auf dem Altar der Wiederwahlchancen ihres Chefs (bei der linken Parlamentshälfte) – auch wenn es unter Diplomaten und Diplomatinen an Ambitionen auf den Schleudersitz nicht mangeln wird. Livia Leu hat alles richtiggemacht und die langfristigen Interessen unseres Landes im Auge behalten, wo eine kopflose, kurzfristig denkende Parlamentsmehrheit und ein orientierungsloser Bundesrat sich durch äusseren Druck und heimische Pressekampagnen ins Bockshorn jagen liessen. Dafür gibt es hierzulande heutzutage leider keinen Blumentopf mehr, gefragt ist jederzeitige möglichst emotionale Reaktion auf Tagesereignisse.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

Swissaid hilft sich selbst

Der Bund subventioniert das altherwürdige Hilfswerk jährlich mit Millionenbeträgen. Die Projekte vor Ort sind teilweise absurd. Die Zentrale in Bern verschlingt Unsummen. Mittendrin: viel linke Politprominenz. Allen voran: SP-Nationalrat Fabian Molina.

René Zeyer

Mongua

Am Ende der «Ausbildungswerkstatt der Netzwerke zur Prävention und Aufdeckung von Gewalt» bilden die Teilnehmer um einen Tisch mit Kerzen einen Kreis und geben sich die Hand. Um Kraft zu tanken gegen die «neuen Maskulinitäten». Sie wurden den ganzen Tag in der brütend warmen Ludothek von Morroa von den Psychologen Samir Robles und Rosalba Osorno unterrichtet und unterwiesen. Zwei von über dreissig Mitarbeitern von Swissaid in der Provinz Sucre in Kolumbien.

Insgesamt unterhält die altherwürdige Swissaid, gegründet 1948, knapp 200 Vollzeitstellen weltweit, davon befinden sich 50 im Hauptquartier in Bern. Sie gibt jährlich etwas mehr als 20 Millionen Franken aus. Nicht zuletzt für Löhne, Administration, Fundraising und allgemeinen Werbeaufwand.

Allein die vierköpfige Geschäftsleitung kassierte im Jahr 2021 satte 572 739 Franken laut Geschäftsbericht. Das ergibt ein durchschnittliches Jahresgehalt von rund 143 000 Franken pro Nase. Man hat's ja, denn das Deza (die staatliche Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit) steuert jährlich einen grossen Batzen Steuergelder bei; im Jahr 2021 waren es 5,5 Millionen Franken.

Das lässt dann Swissaid in ihre Projekte in Kolumbien (1,3 Millionen Franken), Ecuador (650 000 Franken), Guinea-Bissau (1 Million), Indien (1,16 Millionen), Myanmar (2,1 Millionen), Nicaragua (1 Million), Niger (1,48 Millionen), Tansania (1,56 Millionen) und im Tschad (1,6 Millionen) regnen. Insgesamt also rund 12 Millionen Franken. Davon geht dann nochmals rund ein Drittel für Löhne weg. Der Rest der Einnahmen ist schon vorher in Bern verbraucht worden.

Neun Projekte, 14 484 Begünstigte

Es ist gar nicht so einfach, Projekte von Swissaid vor Ort anzuschauen. Der erste Versuch in Nicaragua scheiterte auf der Ziellinie. Nachdem die Kommunikationsverantwortliche den anfragenden Journalisten schon zuvor einem



«Wir haben das Meer gepflügt»: Swissaid-Kampagnen-Bild.

strengen Verhör unterzogen hatte, was denn seine Motive und Beweggründe seien, fiel ihr plötzlich ein, dass mit einem Besuch in Nicaragua die dortigen Mitarbeiter gefährdet werden könnten, also lieber nicht: Es sei völlig klar, dass dies als erfolgreicher Einschüchterungsversuch gewertet werden könne, wird eingeräumt. Denn das Regime des korrupten Diktators Daniel Or-

Allein die vierköpfige Geschäftsleitung kassierte 2021 satte 572 739 Franken.

tega bäugt immer misstrauischer die Tätigkeit von internationalen NGOs und Hilfswerken, weil es dahinter mögliche Opposition vermutet.

Daher müssen solche Organisationen inzwischen nach russischem Vorbild ihre Einkünfte und deren Verwendung offenlegen. Daraufhin haben die meisten NGOs Nicaragua unter Protest verlassen; selbst der Vatikan zog sich aus dem verelendeten Land zurück. Aber nicht Swissaid. Die Schweizer Hilfsorganisation bleibt auch in Myanmar, obwohl dort eine brutale Militärdiktatur herrscht. Oder im Tschad, einem gescheiterten Staat.

In Kolumbien erfreut Swissaid mit gegenwärtig neun Projekten nach eigenen Angaben

14 484 «Begünstigte». Im feuchtkalten Andenhochland der Provinz Boyacá oder im karibisch heissen Departement Sucre. Kolumbien hat über fünfzig Millionen Einwohner, aber man kann natürlich nicht allen helfen.

Das grosse Problem in Mongua und Umgebung auf über 3000 Metern über Meer sind der legale und der illegale Abbau von Kohle. In der Provinz Boyacá hat dieser eine lange Tradition, aber seitdem der Ukraine-Krieg die Preise in die Höhe schnellen liess, verdingen sich immer mehr Bauern in den Kohleflözen. Manchmal nur wenige Meter unter der Oberfläche, manchmal auch tief in der Erde. Unfälle sind an der Tagesordnung, in der Begegnung mit Landfrauen im Bezirk Gámeza erzählt eine, dass auch ihr Mann unter Tage arbeite. «Ich versuche einfach, nicht an die Gefahren zu denken», sagt sie, «damit ich nicht den ganzen Tag weinen muss.»

Denn Unfälle, Erstickung durch Kohlenmonoxid und die gefürchteten Methangas-Explosionen sind an der Tagesordnung; Sicherheitsmassnahmen, Masken, fachmännisch abgestützte Tunneln haben Seltenheitswert. Aber während das Minimaleinkommen in Kolumbien etwas mehr als eine Million Pesos beträgt (umgerechnet knapp 200 Franken im Monat), kann ein Kohlearbeiter locker das Dreibis Achtfache verdienen.

Allerdings führe die tägliche Auszahlung des Gehalts dazu, dass es viele Arbeiter abends versaufen würden, weiss Dubian Giraldo, ein weiterer Mitarbeiter von Swissaid in dieser Region. Nur wenige schaffen es, etwas auf die Seite zu legen. Ausserdem müssen sich viele Familien verschulden, wenn sie ihren Kindern eine höhere Ausbildung ermöglichen wollen. Auch Giraldo zahlt in den nächsten Jahren sein staatliches Darlehen zurück, das er für sein Studium aufnahm.

Diese Probleme und die Nachwirkungen der *violencia*, der Gewalt während des jahrzehntelangen Kampfes der Narco-Guerilla Farc gegen den kolumbianischen Staat, das sind – neben bitterer Armut – die Hauptprobleme dieser Provinz. Aber darum kümmert sich Swissaid nicht; zu mächtig seien die Besitzer der Kohlebergwerke. Stattdessen gibt sie Nachhilfeunterricht, wie der weitverbreiteten Gewalt in der Ehe und der Familie zu begegnen sei. Dazu gutgemeinte Ratschläge und Plastikblachen, mit denen sich kleine Gemüsegärten beschützen lassen, was immerhin dem Eigenkonsum an gesundem Gemüse nützt. Genau wie kleine Wasserreservoirs, die mit einfachen Mitteln und der finanziellen Unterstützung von Swissaid einige der sehr bescheidenen Fincas, Bauernhöfe, zieren. Zudem beteiligt sich Swissaid am Kampf gegen genveränderten Samen und fördert den lokalen Samenaustausch.

Immer begleitet von mindestens einem Mitarbeiter von Swissaid, besuchen wir das Grundstück von Olga Lucia Rincón und begleiten sie in aller Frühe beim Kühemelken. Alle sind sehr dankbar für die Unterstützung durch Swissaid, deren über dreissig lokale Helfer wirklich grossen Einsatz zeigen. Von den jährlich 1,3 Millionen Franken in Kolumbien wird rund ein Drittel fürs Personal aufgewendet; in der Einsatzzentrale in Bogotá und in den drei Provinzen, in denen Swissaid tätig ist.

Viele Tropfen auf heisse Steine

Bewirtung war ebenfalls inbegriffen, allerdings nicht als freundliche Geste der dankbaren Bauernfamilien. Am Schluss wurde jeweils ein Formular ausgefüllt, auf dem der Grund des Besuchs und die Teilnehmer aufgelistet sind, damit die Mahlzeit durch Swissaid vergütet werden kann. Swissaid unterstützt hier vor allem Frauen; in 60 Prozent aller Familien komme es zu Gewalttätigkeiten, bis heute. Dazu werden unermüdlich Bäume gepflanzt und sogar eine kleine Baumschule unterhalten, draussen in der Pampa von Las Piedras, wohin der Weg nur mit dem Motorrad befahrbar ist.

Die Worte sind wohlklingend, die Realität ist es weniger: «Für eine Welt, in der es keinen Hunger mehr gibt und in der selbst die ärmsten Menschen ein gesundes, würdiges und selbstbestimmtes Leben führen können.» Wer wollte das nicht, das ist die «Vision» von Swissaid.

Allerdings: Auf dem Weg dorthin bleiben von 20 Millionen Einnahmen unter Abzug von allen Lohn- und Nebenkosten ganze 8 Millionen zur Verteilung übrig.

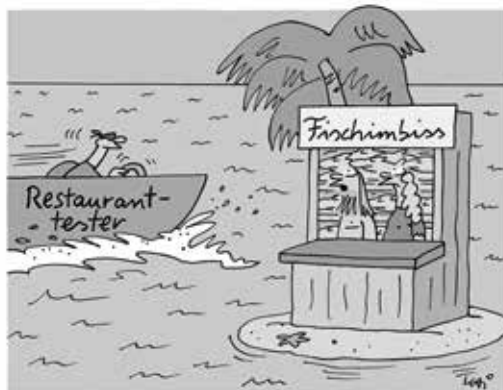
Auch bei Swissaid stinkt der Fisch vom Kopf. Der Stiftungsrat als oberstes Gremium wird von Bastienne Joerchel und Fabian Molina im Co-Präsidium geführt. Joerchel ist eine typische Multifunktionärin, die ihr Leben in Gremien und Organisationen verbrachte.

Zehn Jahre Direktorin bei Alliance Sud, zehn Jahre Gemeinderätin in Renens, 22 Jahre bei der Fedevaco, einer Dachorganisation von NGOs, zehn Jahre im Stiftungsrat von Swissaid, seit 2019 als Co-Präsidentin. Erfahrung im realen Leben: null.

Fabian Molina (Jahrgang 1990) ist SP-Nationalrat. 2011 bestand er im zweiten Anlauf die Matur und studiert seither Geschichte und Philosophie an der Uni Zürich. Drei Jahre Jugendsekretär der Gewerkschaft Unia. Mitglied von Amnesty International, Greenpeace und Public Eye, Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA) und Solidar Suisse. Seit 2017 wissenschaftlicher Mitarbeiter bei Swissaid, seit 2019 Co-Präsident.

Erfahrung im realen Leben: null. Praktische Tätigkeiten, unternehmerische Aktivitäten, Fähigkeiten zur Projektplanung unter erschwerten Umständen oder Ausarbeitung einer Strategie: null.

Dafür fällt Molina mit seiner Sucht nach medialer Aufmerksamkeit unangenehm auf. Um in die Schlagzeilen zu kommen, ist ihm jedes Mittel recht. Afghanistan? «Sofort 10 000 Flüchtlinge aufnehmen.» Auf die Nachfrage, ob er denn persönlich wenigstens ein, zwei Flüchtlinge aufnehmen würde, antwortete er genervt: «Sie werden sicher festgestellt haben, dass ich kein Staat bin. Entsprechend kann ich auch niemandem Asyl und Schutz gewähren.»



„Und ich hatte schon gedacht, da käme endlich mal ein Kunde...“



Who's who der linken Schickeria: Fabian Molina.

Von solchen Koryphäen wird Swissaid geleitet. Die weiteren fünf Stiftungsratsauschussmitglieder sind völlig unauffällig. Hinzu kommen noch 32 (!) Stiftungsräte; ein Who's who der linken Schickeria. Von SP-Nationalrat Matthias Aebischer über Grünen-Nationalrätin Sibel Arslan und GLP-Nationalrätin Corina Gredig bis zu SP-Ständerat Carlo Sommaruga. Wie ein solch gigantischer Stiftungsrat mit insgesamt 39 Mitgliedern strategische Entscheide treffen soll? Schleierhaft.

Swissaid verweigerte jegliche Stellungnahme; man habe entschieden, nicht mehr zu antworten.

In Kolumbien gibt es Probleme mit den vielen *desplazados*, den Geflüchteten, aufgrund der jahrzehntelangen bewaffneten Auseinandersetzungen. Zeitweise hatte das Land die grösste Anzahl Binnenflüchtlinge weltweit. Dazu gibt es Probleme mit

der Unterbringung der vielen Flüchtlinge aus dem verelendeten Venezuela. In der Provinz Sucre konnte ein Projekt nicht besichtigt werden, weil dort plötzlich wieder Paramilitärs

Swissaid verweigert jegliche Stellungnahme. Man hat entschieden, nicht mehr zu antworten.

oder Drogenbanden ihr Unwesen treiben. Der kolumbianische Staat ist nicht in der Lage, sein Gewaltmonopol im ganzen Land aufrechtzuerhalten, von Rechtssicherheit in einer korrupten Staatsbürokratie ganz zu schweigen.

All das sind viele kleine Tropfen auf einen heissen Stein. Natürlich ist jede einzelne Hilfe für den betroffenen Menschen ein Segen. Aber auch Kolumbien – wie die übrige Arbeit von Swissaid – ist ein weiterer Beweis für die Richtigkeit der These der sambischen Wissenschaftlerin Dambisa Moyo, die in ihrem aufsehenerregenden Bestseller «Dead Aid» die sofortige Einstellung aller Entwicklungshilfe forderte. Wegen nachgewiesener Sinnlosigkeit. Denn trotz Multimilliarden, die weltweit investiert werden, zeigen nicht nur in Afrika alle wesentlichen Indikatoren wie Lebenserwartung, Säuglingssterblichkeit und Armutsquote in die falsche Richtung. Es wird nicht besser, sondern schlechter.

Auch für die Tätigkeit von Swissaid in Kolumbien gilt der Satz, den der kolumbianische Nobelpreisträger Gabriel García Márquez den grossen lateinamerikanischen Freiheitshelden Simón Bolívar am Ende seines Lebens angesichts der Vergeblichkeit seines Tuns sagen lässt: «Wir haben das Meer gepflügt.»

Ihr Immobilienraum?

www.immobilientraum.info

aktuell im Verkauf

<p>3 Rebweg 8457 Humlikon</p>  <p>ab CHF 1'640'000.-</p> <p>6½ Zi. Doppel-EFH's +41 52 338 07 09 www.rebweg.ch</p>	<p>4 Hofacker 8311 Brütten</p>  <p>ab CHF 1'650'000.-</p> <p>4½ Zi. Reihen-EFH's +41 52 338 07 09 www.hofacker-bruetten.ch</p>	<p>5 Trottenacker 8458 Dorf</p>  <p>ab CHF 715'000.-</p> <p>3½ - 5½ Zi.-Wohnungen +41 52 338 07 09 www.trottenacker.info</p>	<p>7 Uetliblick 8136 Thalwil-Gattikon</p>  <p>ab CHF 1'641'000.-</p> <p>3½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.uetliblick-gattikon.ch</p>	<p>8 Vistadelsole 8370 Sirnach</p>  <p>CHF 733'000.-</p> <p>4½ Zi.-Wohnung +41 52 338 07 09 www.vistadelsole.ch</p>
<p>12 Schlossblick 8610 Uster</p>  <p>ab CHF 1'101'000.-</p> <p>2½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 44 316 13 42 www.schlossblick.ch</p>	<p>14 Glattwies 8152 Glattbrugg</p>  <p>CHF 1'554'000.-</p> <p>4½-Zi.-Wohnung +41 44 316 13 87 www.glattwies.ch</p>	<p>16 Vistacasa 8308 Illnau</p>  <p>ab CHF 1'145'000.-</p> <p>3½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 52 338 07 09 www.vistacasa.ch</p>	<p>18 Schmiedgass 8545 Rickenbach</p>  <p>ab CHF 715'000.-</p> <p>3½ - 5½ Zi.-Wohnung +41 55 610 47 46 www.schmiedgass.ch</p>	<p>20 Tre Fiori 8913 Ottenbach</p>  <p>CHF 1'851'000.-</p> <p>7½-Zi. Reihen-EFH +41 55 610 47 46 www.tre-fiori.ch</p>

„Haben Sie ein Grundstück, auf dem Immobilien-träume verwirklicht werden können?“

Melden Sie sich bei mir.
ulrich.koller@lerchpartner.ch
+41 52 235 80 00



<p>22 Solevista 8615 Wermatswil</p>  <p>CHF 2'187'500.-</p> <p>4½ Zi.-Wohnung +41 44 316 13 42 www.solevista.ch</p>	<p>23 Dreieckspitz 8406 Winterthur</p>  <p>CHF 1'551'000.-</p> <p>3½/4½ Zi. Dach-Wohnung +41 55 610 47 46 www.dreieckspitz.ch</p>	<p>Projektankündigungen</p> <p>1 am Goldenberg 8400 Winterthur</p>  <p>3½ - 4½-Zi. Wohnungen +41 55 610 47 46 www.amgoldenberg.ch</p>
--	--	--

<p>2 Römergarten 8404 Winterthur</p>  <p>3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen +41 55 610 47 46 www.immobilientraum.info</p>	<p>6 Duovivo 8904 Aesch ZH</p>  <p>2½ - 5½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.duovivo.ch</p>	<p>9 Chridlerpark 8127 Aesch-Maur</p>  <p>Liegt seit 18 Monaten beim Bundesgericht!</p> <p>3½ - 6½ Zi. WHG und EFH +41 55 610 47 46 www.chridlerpark.ch</p>	<p>10 am Zentrum 8910 Affoltern a.A.</p>  <p>2½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.amzentrum.ch</p>	<p>11 am Eichacher 8904 Aesch</p>  <p>3½ - 5½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.ameichacher.ch</p>
<p>13 Soley 8309 Birchwil</p>  <p>3½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.soley-birchwil.ch</p>	<p>15 Puro Vivere 8157 Dielsdorf</p>  <p>5½-Zi. Reihen-Doppel-EFH's +41 55 610 47 46 www.purovivere.ch</p>	<p>17 inside 8152 Glattbrugg</p>  <p>3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen +41 55 610 47 46 www.immobilientraum.info</p>	<p>19 Projektankündigung 8404 Stadel</p>  <p>3½ - 5½ Zi. Whg. und EFH +41 52 338 07 09 www.immobilientraum.info</p>	<p>21 Grastal 8310 Grafstal</p>  <p>3½ - 5½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.grastal.ch</p>

Jetzt Newsletter abonnieren!



Heute schon happy im Job?!

Wir suchen eine/n

Hochbauzeichner/in EFZ
Architektur oder Architekt/in

Hast du Lust in unserem jungen und motivierten Planungsteam zu Arbeiten? Dann bewirb dich unter workbylepa.ch



Beruhigungspille, die beunruhigt

Ampel-Pläne für die Einbürgerung: schneller, einfacher, verheerender.



Leistung wird belohnt, Migration in das Sozialsystem erschwert», erklärte Justizminister Marco Buschmann zur Reform des Staatsangehörigkeitsrechts unlängst. «Wir machen Einbürgerung für Menschen leichter, die von ihrer eigenen Hände Arbeit leben. Regeln für Menschen, die vom Sozialstaat leben, werden verschärft.» Auch Antisemiten sollen künftig von der Einbürgerung ausgeschlossen sein.

Was auf den ersten Blick vernünftig klingt, entpuppt sich als Nebelkerze. Die wiederholte Betonung der Absicht, Einwanderung in die Sozialsysteme verhindern zu wollen, ist nichts anderes als eine Beruhigungspille für den kläg-

Was am Ende übrig bleibt, ist eine Regelung, die zig Ausnahmen bereithält.

lichen Rest an FDP-Wählern, die noch auf ein Fünkchen Verstand bei den Liberalen hoffen.

Besonders amüsant ist das Vorhaben, künftig nur Menschen einbürgern zu wollen, «die von ihrer eigenen Hände Arbeit leben», auch deshalb, weil die eigenständige Sicherung des Lebensunterhalts bereits vorher offizielles Kriterium für die Einbürgerung in Deutschland war. Seit vielen Jahren nachzulesen auf der Seite des Bundesinnenministeriums unter dem Punkt «Einbürgerung».

Nun kann man mit Blick auf die massenhafte Einbürgerung von arabischen Clan-Mitgliedern und auf SPD-Politikerin Sawsan Cheblis Vater, einen Mann, der sein Leben lang nicht gearbeitet hat, kein Deutsch sprach, An-

alphabet war und dabei zwölf Kinder in die Welt gesetzt hat, einräumen, dass diese Kriterien zur Einbürgerung vorher einfach niemanden interessiert haben. Aber wer sagt uns, dass es nun, ausgerechnet mit Grünen und SPD an der Macht, anders laufen wird?

Wieder einmal geht die FDP beim Thema Migration und Einbürgerung von Prämissen aus, die nicht gegeben sind. So sollte man zunächst einmal Sorge dazu tragen, dass auf den bestehenden Voraussetzungen für die Einbürgerung beharrt wird, bevor man sich damit rühmt, eine Reform des Staatsangehörigkeitsrechts auf den Weg gebracht zu haben, die künftig eine noch schnellere Einbürgerung bei Erfüllung dieser Voraussetzungen vorsieht.

Denn das ist der Kern der Reform der Ampelkoalition: eine deutlich schnellere und noch einfachere Einbürgerung – geknüpft an Bedingungen, die in diesem Land eh keiner durchsetzt und lediglich die Illusion im deutschen Michel wahren soll, dass man tatsächlich so etwas wie eine geregelte Einwanderung anstrebt. Plus: die Möglichkeit einer doppelten Staatsbürgerschaft für alle. Es wäre ja auch unfair, wenn nur die Deutschtürken weiterhin für einen Despoten in ihrem Heimatland stimmen dürften.

Was am Ende übrigbleibt, ist eine Regelung, die zig Ausnahmen, unter anderem für frühere Gastarbeiter, sogenannte Aufstocker und Alleinerziehende, bereithält und den Faktor der kulturellen Kompatibilität nach wie vor ausblendet. Vorteile hat diese Reform, anders als dargestellt, nicht für Deutsche, sondern nur für Zuwanderer, die nun schon nach

fünf statt acht Jahren den Antrag auf Erhalt der deutschen Staatsbürgerschaft stellen können. Bei «besonderen Integrationsleistungen wie ehrenamtlichem Engagement oder sehr guten Leistungen im Job» sogar nach drei Jahren.

Entschuldigen Sie, dass mich das in einem Land, in dem Deutschlands einstiger Star-Fussballer Mesut Özil den Integrations-Bambi erhielt, nicht optimistisch stimmt. Letztlich wäre es mit einer Regierungsbeteiligung von SPD und Grünen nicht einmal abwegig, wenn die während der Pandemie in gaunerischer Absicht betriebenen Corona-Testzentren nachträglich als «ehrenamtliches Engagement» angerechnet werden würden oder das Drogendealen im Görlitzer Park in Berlin künftig als «besondere Leistung im Job» zählt.

Nein, hier geht es nicht um Anerkennung der Realität, «dass Deutschland ein Einwanderungsland ist», wie von Buschmann postuliert. Wenn dem so wäre, würde man den Fokus eher auf eine Zuwanderung der «Richtigen» und konsequente Abschiebung der anderen legen, statt auf Einbürgerung im Turbogang. Es geht auch nicht um die Würdigung von Lebensleistung, wie von Innenministerin Nancy Faeser behauptet. Es geht um die vor allem bei linken Parteien mit der Einbürgerung verbundene Hoffnung, sich neues Wählerpotenzial zu erschliessen. Auch verhindern schnellere Einbürgerungen in Zukunft lästige Diskussionen über Ausländerkriminalität. Quasi eine Win-win-Situation. Nur nicht für die Deutschen, die zwar immer mehr Menschen «geschenkt bekommen», aber künftig bis siebzig arbeiten müssen.

China auf den Spuren der alten Römer

Im Südchinesischen Meer droht eine Konfrontation zwischen den USA und China. Im Fokus steht Taiwan. Was steht auf dem Spiel? Was lehrt die Geschichte?

Uwe Parpart

Mare nostrum» – «unser Meer» – nannten die Römer das Mittelmeer, das mit seiner Wasserfläche von 2,5 Millionen Quadratkilometern die abgelegenen Teile ihres Imperiums mit Rom verband und zugleich auch Schutz vor Angriffen gewährte.

Für China spielen das Südchinesische Meer (Nan Hai) mit einer Fläche von 3,7 Millionen Quadratkilometern zwischen Vietnam und Malaysia im Süden und Taiwan im Norden und das Ostchinesische Meer (Dong Hai) mit einer Fläche von 1,25 Millionen Quadratkilometern zwischen Taiwan im Süden und Südkorea und Japan im Norden seit über zweitausend Jahren eine ähnliche Rolle.

Über diese beiden Meere und die Seidenstrassen wurde der lebenswichtige Handel des Reichs der Mitte abgewickelt. Vom 7. Jahrhundert v. Chr. bis ins 17. Jahrhundert wurde an der Grossen Mauer (Changcheng) gebaut, um das Reich vor den Barbaren aus dem Norden zu schützen. Schliesslich, zum Ende der Ming-Dynastie (1644), war die Mauer 8850 Kilometer lang.

Neue Grosse Mauer

Aber das half wenig, als die «Barbaren» vom Süden her übers Meer kamen, den Opiumkrieg vom Zaun brachen (1839), sich Hongkong als Kolonie einverleibten (1841) und China bald von weiteren westlichen Nationen gezwungen wurde, Dutzende von Niederlassungen sowie Pacht- und Kolonialbesitzungen abzutreten.

Von 1898 bis 1919 «pachtete» das deutsche vom chinesischen Kaiserreich das Gebiet Kiautschou an Chinas Ostküste. Hauptstadt war Tsingtau, heute Qingdao. Was davon geblieben ist: eine der grössten Brauereien Asiens.

1895 kamen dann die Japaner über das Ostchinesische Meer, machten Taiwan zu ihrer Kolonie und benutzten die Insel später als eine wichtige Absprungsbasis für ihren Angriffskrieg gegen China (1937–1945). In den Kriegshandlungen und bei der brutalen japanischen Behandlung der Zivilbevölkerung verloren 3,2 Millionen chinesische Soldaten und 17,5 Millionen Zivilisten ihr Leben.

Hongkong

Diese Fakten, insbesondere Chinas «Schande» zum Ende der Qing-Dynastie (1644–1912) und die Fortsetzung der Erniedrigung im Zeitalter der Republik (1912–1949), sind in Europa lange vergessen und im geschichtsunbewussten Amerika kaum jemals in Betracht gezogen worden. In Xi Jinpings China kennt sie jedes Schulkind. Angesichts der aktuellen Ereignisse ist es wichtig, dass man diese Hintergründe kennt.

Im Rahmen der von Präsident Xi Jinping 2012 verkündeten «Grossen Renaissance der chinesischen Nation» baut China eine Grosse Mauer im Südchinesischen Meer – um zu erhalten und auszubauen, was unter der Führung von Deng Xiaoping (1979–1997) begann und das Land in vier Jahrzehnten zur grössten Handelsmacht der Welt und zur zweitgrössten Wirtschaftsnation gemacht hat.

Beinahe 30 Prozent des Welthandelsvolumens von 25 Billionen Dollar wurden im letzten Jahr durch das Südchinesische Meer transportiert. Ein Grossteil davon wurde von China exportiert und importiert. Sieben der zehn weltgrössten Häfen sind chinesisch: Schanghai, Ningbo-Zhoushan, Shenzhen, Qingdao, Guangzhou, Tianjin und Hongkong. Nur Singapur, Busan und Los Angeles auf den Plätzen zwei, sieben und neun drängen sich dazwischen. China vermutet unter dem Meeresboden rund 250 Milliarden



Wie Bauern auf einem Schachbrett:

Barrel Öl und 25 Billionen Kubikmeter Erdgas. Über 80 Prozent der Öllieferungen nach Ostasien passieren das Südchinesische Meer. Wenn man sich nur den Weltwarenhandel anschaut, laufen über die Hälfte davon durch das Südchinesische Meer. Die Abhängigkeit Chinas von dem unbehinderten und ununterbrochenen Güterfluss durch diese Wasserwege ist offensichtlich. Die Ausbeutung der Ressourcen unter dem Meeresboden und der Fischbestände, andererseits, ist durchaus ein reeller Zankapfel, wichtiger vielleicht für die kleineren Anrainerstaaten wie Vietnam oder die Philippinen als für China.

Dass solche Fragen auf dem Verhandlungsweg statt mit militärischem Geplänkel oder kriegerischen Auseinandersetzungen zu erle-



Bestenfalls ein Beinahe-Weltkrieg ohne Gewinner.



Taiping Dao, die grösste natürliche Spratly-Insel.

digen wären, kann wohl kaum in Frage gestellt werden. Wird es aber. Und zwar auf beiden Seiten, seitens Chinas wie auch Amerikas und seiner Verbündeten. Der neuralgische Punkt ist Taiwan. Drei Punkte sind anzumerken:

1 — Wenngleich die Volksrepublik China von allen grösseren Ländern der Welt und der Uno als einzige legitime Regierung Chinas anerkannt wird und per Vertrag mit den USA – und allen grösseren Ländern – aus dem Jahr 1972 auf die sogenannte Ein-China-Politik pochen kann, wird von Kreisen der Regierungspartei in Taiwan immer wieder über Unabhängigkeit gesprochen. Und nicht nur dort. Der ehemalige US-Aussenminister Mike Pompeo fordert sogar, dass Taiwan seine Unabhängigkeit erklärt und die USA eine solche Erklärung anerkennen.

2 — Peking hat immer wieder erklärt, dass es eine Unabhängigkeit Taiwans von China nicht akzeptieren wird und dass bei einer solchen Unabhängigkeitserklärung ein militärischer Eingriff nicht ausgeschlossen wird.

3 — Es wird viele Beobachter im Westen erstaunen, dass sich die Volksrepublik China und die Republik China auf Taiwan in einer Sache einig sind: Chinas Ansprüche im Rahmen der sogenannten Neun-Striche-Linie auf Territorien im Südchinesischen Meer werden beiderseits für legitim erklärt. Die Linie geht in der Tat auf eine zu Zeiten der Kuomintang-Regierung (1947) der Republik China herausgegebene Seekarte zurück. Diese wurde von der Volksrepublik übernommen.

Interessant dazu ist auch, dass der häufig zitierte Haager Schiedsspruch zu dem Disput zwischen den Philippinen und China, der Ansprüche der Philippinen rechtfertigt, weder von China noch von Taiwan anerkannt wird. Die USA haben, heuchlerischerweise, den Schiedsspruch befürwortet. Man muss dazu wissen, dass die USA das einzige grössere Land der Erde sind, das dem Seerechtsübereinkommen der Vereinten Nationen (Unclos), das alle Nutzungsarten der Meere regeln soll, nie beigetreten ist.

In der Thukydides-Falle

Man müsste glauben, dass sowohl die politisch-ökonomischen als auch die legal-politischen Probleme im Südchinesischen Meer lösbar sind. Dagegen würde der US-amerikanische Professor Graham Allison wohl Einspruch erheben. Er prägte den Begriff «Thukydides-Falle», benannt nach dem antiken Historiker. Gemeint ist eine hohe Wahrscheinlichkeit für einen Krieg, wenn eine aufstrebende Macht eine bestehende Grossmacht als regionalen oder internationalen Hegemonen zu verdrängen droht.

Genau damit haben wir es im Widerstreit zwischen China (als aufstrebende Macht) und den USA (als Hegemon) zu tun. Der amerikanische Präsident Donald Trump hat 2017/18 einen Handelskrieg zwischen den USA und China losgetreten, den er vielleicht nur als eine Episode in seinem Buch «The Art of the Deal» gesehen hat, der aber mittlerweile zu einem brandgefährlichen ideologisch, fast schon religiös verbrämten Weltanschauungskrieg ausgeartet ist.

Aus den oben angesprochenen historischen Gründen ist China kaum gewillt, klein beizugeben. Man will in Peking nicht noch einmal als Verlierer dastehen wie unter der Qing-Dynastie.

Man weiss in Chinas Hauptstadt: Das Taiwan-Problem wird sich im Zuge der Zeit im Wesentlichen von selber lösen. Taiwans Fruchtbarkeitsrate liegt bei nur 1,14 Prozent. Die Bevölkerungszahl der Insel sinkt seit 2018. Taiwan kann langfristig nur mit China überleben. Das ist

Es wird um Taiwan nur Krieg geben, wenn er von jemandem in Washington provoziert wird.

essentiell für eine friedliche Lösung der Taiwan-Frage, die China anstrebt. In Peking hat man hat Geduld. Für China sind zehn Jahre wie zehn Minuten für eine «junge» Nation wie die USA.

Und: In Kriegssimulationen des Pentagons und Kriegsszenarien in amerikanischen Denkfabriken wie dem Center for Strategic and International Studies (CSIS) sind die USA die permanenten Verlierer. Der Roman «2034 – A Novel of the Next World War» von Admiral James Stavridis, dem ehemaligen Alliierten Oberkommandierenden in Europa (SACEUR) der Nato, zeigt das Risiko auf: Bestenfalls endet der Konflikt in einem Beinahe-Weltkrieg ohne Gewinner.

Es wird um Taiwan und um die südchinesischen Inseln nur dann einen Krieg geben, wenn er von jemandem in Washington provoziert wird. China hat Zeit. China will die erfolgreiche Welthandelspolitik fortsetzen.

Die südchinesischen Inseln sind wie Bauern auf einem Schachbrett – vorausgesetzt, dass Vernunft und Realpolitik sich durchsetzen.

Uwe Parpart ist Herausgeber der Online-Tageszeitung *Asia Times*. Er war Asien-Stratege bei der Bank of America in Hongkong sowie Offizier in der Deutschen Marine.

Investieren Sie klug, schlafen Sie ruhig

Vorausschauend seit Generationen



Private Banking

Wie die reichen Länder die armen ruinieren

Zu Recht fordern die weniger entwickelten Staaten ein Ende der globalen Finanz-Apartheid. Das Problem liesse sich auf zwei Arten lösen.

Jeffrey Sachs

Der Schlüssel zur wirtschaftlichen Entwicklung und zur Überwindung der Armut sind Investitionen. Im Prinzip sollte die Welt als ein zusammenhängendes System funktionieren. Die reichen Länder sollten den armen Ländern, die dringend ihr Human-, Infrastruktur-, Natur- und Wirtschaftskapital aufbauen müssen, reichlich Finanzmittel zur Verfügung stellen. Das Geld sollte von den reichen in die armen Länder fließen. In dem Masse, in dem die Schwellenländer reicher werden, werden Gewinne und Zinsen als Rendite in die reichen Länder zurückfliessen.

Das ist eine Win-win-Situation. Sowohl reiche als auch arme Länder profitieren davon. Arme Länder werden reicher; reiche Länder erzielen höhere Renditen, als wenn sie nur in ihre eigene Wirtschaft investieren.

Endstation Notaufnahme

Seltsamerweise funktioniert das internationale Finanzwesen nicht so. Reiche Länder investieren hauptsächlich in reiche Volkswirtschaften. Die ärmeren Länder erhalten nur ein Rinnsal an Mitteln, das nicht ausreicht, um die Armut zu beseitigen. Das Problem ist, dass Investitionen in ärmere Ländern zu riskant erscheinen. Das ist richtig, wenn wir die kurze Frist betrachten.

Nehmen wir an, die Regierung eines einkommensschwachen Landes möchte Kredite aufnehmen, um das öffentliche Bildungswesen zu finanzieren. Die wirtschaftlichen Erträge der Bildung sind sehr hoch, aber es dauert zwanzig bis dreissig Jahre, bis sie sich einstellen, da die heutigen Kinder erst dann in den Arbeitsmarkt eintreten. Die Darlehen haben jedoch oft nur eine Laufzeit von fünf Jahren und lauten auf US-Dollars und nicht auf die Landeswährung.

Angenommen, das Land leiht sich zwei Milliarden Dollar, die in fünf Jahren fällig werden. Das ist in Ordnung, wenn die Regierung in fünf Jahren die zwei Milliarden Dollar mit einem weiteren fünfjährigen Kredit refinanzieren kann. Bei fünf Refinanzierungskrediten mit einer Laufzeit von jeweils fünf Jahren verzögert sich die Rückzahlung der Schulden um dreissig Jahre,

New York

bis die Wirtschaft genug gewachsen ist, um die Schulden ohne weiteren Kredit zurückzuzahlen.

Doch irgendwann wird es dem Land wahrscheinlich schwerfallen, die Schulden zu refinanzieren. Vielleicht werden die Investoren durch eine Pandemie, eine Bankenkrise an der Wall Street oder unsichere Wahlen verschreckt. Wenn das Land versucht, die zwei Milliarden Dollar zu refinanzieren, wird es vom Finanzmarkt ausgeschlossen. Da es nicht genügend Dollars zur Verfügung hat und keinen neuen Kredit erhält, kommt es zu einem Zahlungsausfall, und es landet in der Notaufnahme des Internationalen Währungsfonds (IWF).

Was dann folgt, ist kein schöner Anblick. Die Regierung kürzt die öffentlichen Ausgaben, es kommt zu sozialen Unruhen, und die Verhandlungen mit den ausländischen Gläubigern ziehen sich in die Länge. Kurzum, das Land wird in eine tiefe finanzielle, wirtschaftliche und soziale Krise gestürzt.

Da sie dies im Voraus wissen, bewerten Rating-Agenturen wie Moody's und S & P Global die Länder mit einer niedrigen Kreditwürdigkeit, die unter dem «Investment Grade» liegt. Dies hat

Zusammenarbeit ist gefragt, statt endlose, zerstörerische und katastrophale Kriege zu führen.

zur Folge, dass ärmere Länder keine langfristigen Kredite aufnehmen können. Die Regierungen müssen langfristig investieren, aber kurzfristige Kredite zwingen die Regierungen zu kurzfristigem Denken und Investieren. Ausserdem zahlen die armen Länder sehr hohe Zinssätze. Während die US-Regierung für einen Kredit mit dreissig Jahren Laufzeit weniger als 4 Prozent pro Jahr zahlt, muss die Regierung eines armen Landes für einen Kredit mit fünf Jahren Laufzeit oft mehr als 10 Prozent zahlen.

Der IWF seinerseits rät den Regierungen der ärmeren Länder, keine grossen Kredite aufzunehmen, sondern lieber auf Bildung (oder Strom, sauberes Wasser oder befestigte Strassen) zu verzichten, um eine künftige Schulden-

krise zu vermeiden. Die Situation ist untragbar geworden. Der ärmeren Hälfte der Welt wird von der reicheren Hälfte gesagt: Dekarbonisiert euer Energiesystem, garantiert eine universelle Gesundheitsversorgung, Bildung und Zugang zu digitalen Diensten, schützt eure Regenwälder, sorgt für sicheres Wasser und sanitäre Einrichtungen und vieles mehr. Und doch sollen sie all dies mit einem Rinnsal von Fünf-Jahres-Krediten zu 10 Prozent Zinsen erreichen!

Zu Recht fordern die ärmeren Länder ein Ende der globalen finanziellen Apartheid.

Vier Chancen in diesem Jahr

Es gibt zwei Wege, um dies zu erreichen. Der erste besteht darin, die Finanzierung durch die Weltbank und die regionalen Entwicklungsbanken (wie die Afrikanische Entwicklungsbank) etwa zu verfünffachen. Diese Banken können Kredite mit einer Laufzeit von dreissig Jahren und einem Zinssatz von etwa 4 Prozent aufnehmen und zu diesen günstigen Bedingungen an ärmere Länder weiterverleihen. Doch ihre Aktivitäten sind zu klein. Damit die Banken aufgestockt werden können, müssen die G-20-Länder (darunter die USA, China und die EU) viel mehr Kapital in diese multilateralen Banken stecken.

Der zweite Weg besteht darin, das Kreditratingsystem, die Schuldenberatung des IWF und die Finanzverwaltungssysteme der Kreditnehmerländer zu verbessern. Wenn ärmere Länder in die Lage versetzt werden, Kredite für dreissig Jahre statt für fünf Jahre aufzunehmen, werden sie in der Zwischenzeit nicht mit Finanzkrisen konfrontiert.

Die grossen Länder werden in diesem Jahr vier Treffen zum Thema globale Finanzen abhalten: im Juni in Paris, im September in Delhi, ebenfalls im September bei der Uno in New York und im November in Dubai. Wenn sie zusammenarbeiten, können sie das Problem lösen. Das ist ihre eigentliche Aufgabe, anstatt endlose, zerstörerische und katastrophale Kriege zu führen.

Jeffrey Sachs ist Professor und Direktor des Center for Sustainable Development an der Columbia University und Präsident des UN Sustainable Development Solutions Network. www.jeffsachs.org

Venus aus dem Brunnen

Anita Ekberg und die Unsterblichkeit von Meerjungfrauen.

Michael Bahnerth

Sie schwamm in der kurzen Blütezeit ihres Lebens wie ein Schwan inmitten eines Flusses, von makellosem Weiss, nah und doch unerreichbar weit weg, so trieb sie dahin, an und durch die Augen der Welt, und alle sahen nur die Schönheit und keiner die Einsamkeit und auch nicht die Dunkelheit, der sie entgegenging.

Nie war eine Frau schöner, hatte mehr Sex-Appeal, Anmut und Eleganz als die Schwedin Anita Ekberg (1931–2015) im Jahr 1960, als die Welt noch so glitzernd schwarzweiss und Anita in Rom war, diesem Rom, das blühte in seiner Vergänglichkeit, das so verschnörkelt war wie ein barocker Brunnen und doch voller Klarheit. Das Blut des Kriegs war längst versunken in der Erde und aus den Seelen getropft, die Verzweiflung war dem Vergnügen gewichen, und all jene, die ein wenig Geld hatten, waren gerade dabei, nach jener Phase, in der jedem Anfang ein Zauber innewohnt, am Vergnügen und seiner Leere spätestens am nächsten Morgen zu verzweifeln; wenn die Existenz erschöpft und voller Leere ist.

Kaleidoskop des Lichts

Ekberg, die 1950 zur Miss Schweden gekürt worden war, hatte zuvor ein paar Filme gedreht, Sandalenfilme meist, irgendwelche historischen Schinken, die Titel hatten wie «Im Zeichen Roms» oder «Ein Degen und drei Spitzenhöschen». Da war ein Film mit John Wayne und Lauren Bacall, «Der gelbe Strom», der einigermaßen passabel war und für den sie einen Golden Globe als beste Nachwuchsdarstellerin erhielt, und dann natürlich «Krieg und Frieden», in dem sie zauberhaft stark und verletzlich und berechnend zugleich war, an der Seite von Audrey Hepburn und Henry Fonda.

So kam sie nach Rom, Fellinis Rom, das war wie ein Kaleidoskop all des Lichts und des Schattens des Existenziellen, und sie spielte Sylvia, einen Filmstar, so glamourös, wie sie es selbst niemals sein sollte, die einem an sich selbst verzweifelnden Boulevardjournalisten mit Schriftstellerambitionen (Marcello Mastroianni) in die Arme läuft. Sie spielt tanzend mit ihm, lässt für Momente seine Scheinwelten zu festem Stoff werden, und er verliert in diesem Brunnen des



Sex-Appeal, Anmut, Eleganz: Miss Schweden Anita Ekberg.

Zaubers für diese eine Nacht das bisschen Klebstoff, das ihn noch vor dem Fall in den Abgrund festhält. Sein Fall ins Unrettbare ist der schönste der Welt und der unvergesslichste. Der Moment, als die angeschwipste Sylvia in die Fontana di Trevi gleitend fließt, in ihrem umwerfenden Kleid im fast hüfthohen Wasser sich so elegant

Ohne ihr elfenhaftes Schweben in der Fontana di Trevi würde sich niemand mehr an sie erinnern.

bewegt wie eine Meerjungfrau, dieser Moment ist Filmgeschichte und unsterblich geworden. Ohne ihr elfenhaftes Schweben im Wasser des Brunnens würde sich niemand mehr an Anita Ekberg erinnern. Das ist ihr Sieg über die Vergänglichkeit und gleichzeitig ihre Tragödie; nie wird sie weniger sein, nie aber auch mehr.

Als sie aus dem Brunnen stieg, war ihre Karriere im Grunde fast schneller vorbei, als das Wasser auf ihrer Haut trocknete. Die folgenden Filme waren peinlich, die Inhalte so spannend wie ausgetrocknete Erde («Blonde Köder für den Mörder», «Das Mondkalb» und so weiter), und nur noch einmal, in Fellinis «Intervista», vom Alter schon aufgebläht, sah man ein scheues Schimmern jenes Glanzes, der sie einst einhüllte.

Abgang im Seniorenheim

Ihre Ehen gingen bachab, sie liebte einen Mann, den sie nicht haben konnte, Gianni Agnelli, den Fiat-Besitzer und Playboy; ob sie sich selbst liebte, ist schwer zu sagen. Im Gleichschritt mit der Vergessenheit geriet sie in finanzielle Nöte, kam in ein Seniorenheim. Unerreichbar weit weg von den von Scheinwerfern beschienenen Wassern des Trevi trieb sie unwiederbringlich der eigenen Lichtlosigkeit entgegen.

Amerikas Foltermethoden

Der Bericht einer US-Universität zeigt, wie CIA-Agenten Häftlinge in Guantánamo quälten. Die Lektüre ist nichts für schwache Nerven. Die *Weltwoche* hat mit den Autoren gesprochen.

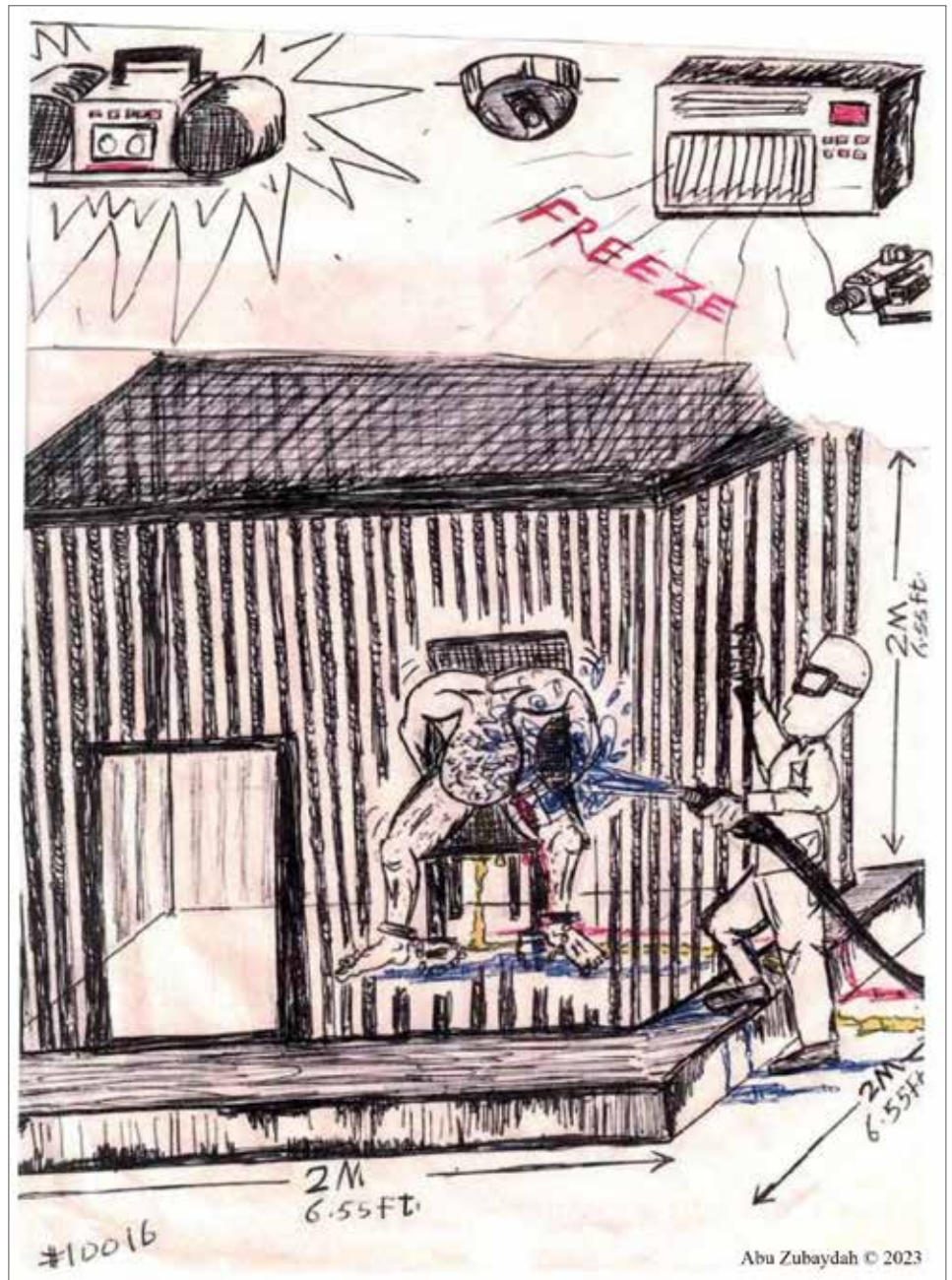
Pierre Heumann

Guantánamo ist ein Symbol für Folter, den Verstoß gegen Menschenrechte und sadistische Verhörmethoden durch US-Behörden. Während Jahren wandten CIA und FBI ausserhalb der USA Praktiken an, die in den USA strikte verboten sind. Jetzt sind Zeichnungen und Gemälde veröffentlicht worden, die das Ausmass der Misshandlungen dokumentieren. Die Illustrationen stammen von zwei ehemaligen Insassen: Abu Zubaydah, einem staatenlosen Palästinenser, der 2002 von den US-Streitkräften in Faisalabad, Pakistan, festgenommen wurde, und Ahmad Rabbani, einem Pakistani.

Abu Zubaydah hat die brutalen Szenen in seiner Zelle so realistisch zu Papier gebracht, dass die Gefängnisverwaltung die Gesichter einzelner Folterer unkenntlich machte. Eines der Bilder zeigt den Gefangenen nackt auf einer groben Trage festgeschnallt, den ganzen Körper verkrampft, während er von einem unsichtbaren Vernehmungsbeamten mit Waterboarding malträtirt wird, einer brutalen Folter, bei der der Vernehmungsbeamte einen Gefangenen an ein Brett bindet, ihm einen nassen Lappen in den Mund steckt und durch das Giessen von Wasser, das durch den Lappen dringt, ein Gefühl des Erstickens und des Ertrinkens generiert.

Sexuelle Erniedrigungen

Eine andere Darstellung zeigt ihn mit den Handgelenken an Stangen gefesselt, die so hoch über seinem Kopf angebracht sind, dass er sich auf die Zehenspitzen stellen muss, mit einer langen Wunde am linken Bein, die genäht wurde. Zu den Foltermethoden gehörten auch sexuelle Erniedrigungen sowie Beleidigungen des Islam. Abu Zubaydah wurde überdies nackt ausgezogen und tagelang wachgehalten, mit Handschellen gefesselt, wiederholt geschlagen und gegen Wände geknallt, in eine hohe, enge Kiste von der Grösse eines Sarges gezwängt und in eine weitere Kiste gepfercht, die fast unter einen Stuhl passte, wo man ihn stundenlang ausharren liess.



Gefühl des Erstickens und des Ertrinkens: Skizze von Guantánamo-Insasse Abu Zubaydah.

Die Foltermethoden hatten sich Psychologen wissenschaftlich ausgedacht und darüber akademische Abhandlungen publiziert. Die «erweiterte Verhörmethode», wie sie sie beschönigend nannten, strebe an, Menschen zu kontrollieren und sie zu steuern. Sie sollten

dazu gebracht werden, Dinge zu tun oder so zu handeln, wie es die Folterer wollen. «Die Methode war von Anfang an in erster Linie ein psychologisches und weniger ein physisches Programm, obwohl die physischen Effekte verheerend sind», meint der Psychiater Jess Ghan-

nam, der Co-Autor des Berichts über den Missbrauch der CIA und des FBI. «Psychologen bezeichnen das als Modell der erlernten Hilflosigkeit», sagte er der Weltwoche.

Abu Zubaydahs Folterqualen begannen am 3. August 2002 und dauerten in einem ersten Schub zwanzig Tage, ohne Unterbrechung. Ausgeführt wurden sie von den Psychologen James Mitchell und Bruce Jessen, die sich auf Erkenntnisse des Verhaltenspsychologen Martin Seligmann und seine Experimente mit Hunden stützten. Mitchell und Jessen wussten weder über den islamischen Fundamentalismus Bescheid noch über al-Qaida. Sie sprachen kein Arabisch – und sie hatten noch nie ein echtes Verhör durchgeführt. Dennoch überzeugten sie die CIA von ihrer Fähigkeit, «erweiterte Verhöre» durchzuführen.

Dreiundachtzig Mal, sagt Abu Zubaydahs Anwalt Joseph Margulies der Weltwoche, schnallten Mitchell und Jessen seinen Klienten mit dem Kopf nach oben auf ein Brett, während sie ihm Wasser in die Nase und in den Rachen schütteten. Gerade als er zu ertrinken drohte, hoben sie das Brett an und erlaubten ihm einen Augenblick, sich zu übergeben und zu keuchen, bevor sie das Brett wieder senkten und die Behandlung wiederholten.

Margulies hat viele Inhaftierte des Gefangenenlagers vertreten. Aber Abu Zubaydah war der Erste, an dem CIA-Beamte die

Die Folterer waren überzeugt, dass ihre Arbeit für die nationale Sicherheit notwendig sei.

Foltermethode Waterboarding anwandten. «Er war ein Versuchskaninchen», sagt Margulies über seinen Klienten. An ihm studierten die beiden Psychologen Mitchell und Jessen, wie der Wille eines Individuums gebrochen werden kann, damit er Informationen preisgibt, die den Geheimdiensten helfen sollen, anderen Terroristen auf die Spur zu kommen. Die Folterer waren überzeugt, dass ihre Arbeit für die nationale Sicherheit notwendig sei, so der Psychiater Ghannam: «Sie waren deshalb von Stolz erfüllt.»

Abu Zubaydah ist einer von 780 Muslimen, die seit 2002 in Guantánamo inhaftiert waren. Derzeit sind es noch rund dreissig. 741 wurden entweder befreit oder in andere Gefängnisse transferiert. Neun starben in Gefangenschaft. Nach den Anschlägen vom 11. September 2001 hatten die Vereinigten Staaten einen «globalen Krieg gegen den Terror» ausgerufen. Da-



«Versuchskaninchen»: Häftling Zubaydah.

mals wurden drei Passagierflugzeuge entführt, die in das World Trade Center, in das Pentagon und in ein Feld in Pennsylvania stürzten. An die 3000 Menschen kamen dabei allein in Manhattan ums Leben.

Im Januar 2002 beschloss George W. Bush, mutmassliche Terroristen nach Guantánamo zu schicken, eine Militäreinrichtung auf Kuba, in der amerikanisches Recht nicht galt. Sie wurde, zusammen mit anderen Gefängnissen in Polen

oder Ägypten, zum Gefangenenlager für militante Muslime, die von den US-Streitkräften in Afghanistan, im Irak und anderswo gefangen genommen worden waren.

Die bekanntesten Häftlinge sind Männer, denen Mittäterschaft bei den Terroranschlägen vom 11. September 2001 vorgeworfen wird. Im Zentrum stehen Khalid Shaikh Mohammed, der die Operationspläne vorbereitet, Walid bin Attash, der die Attentäter trainiert, und Ammar al-Baluchi, der die Flugzeugentführer mit Geld versorgt hat.

«Dort bleiben, bis er stirbt»

Doch wer ist Abu Zubaydah? Laut Bericht des US-Verteidigungsministeriums war er ein «leitendes Mitglied» von al-Qaida mit direkten Beziehungen zum Terrorchef Osama bin Laden. In öffentlichen Protokollen der CIA wird sein Gedankengut als «radikal» bezeichnet. Er habe Dschihadisten angeworben und ihnen geholfen, nach Afghanistan, nach Europa oder nach Nordamerika zu reisen, er habe zudem eine Schlüsselrolle bei der Kommunikation im Umfeld von al-Qaida gespielt. «Wahrscheinlich» habe er schon vor den Angriffen auf Amerika vom Terroranschlag Kenntnis gehabt, heisst es in einem Verhörprotokoll vor drei Jahren.

Sein Anwalt ist skeptisch, dass Abu Zubaydah je wieder freikommt. «Wenn es nach dem Willen der Vereinigten Staaten geht, wird er dort bleiben, bis er stirbt.»

Es gibt allerdings auch Gegenbeispiele. Mitte April wurde Said bin Brahim bin Umran Bakush aus der Haft in Guantánamo entlassen und nach Algerien, in sein Heimatland, zurückgebracht. Weil er verdächtigt wurde, für al-Qaida gekämpft zu haben, musste er 21 Jahre einsitzen. Eine Anklageschrift hat er nie gesehen, und seit etwa fünf Jahren hatte er keinen Kontakt mehr zu Anwälten.

Ende Oktober 2022 wurde der älteste Guantánamo-Insasse entlassen. Den Pakistani Saifullah Paracha liess man, 75-jährig, nach fast zwanzig Jahren Haft, ohne Gerichtsverfahren in sein Heimatland ausreisen. Er stelle «keine Gefahr mehr dar für die USA», hiess es lapidar

in der Entlassungsurkunde. Der Vorwurf, er habe sich an der Finanzierung von al-Qaida beteiligt, konnte nicht erhärtet werden. Inzwischen erholt er sich von einem Herzinfarkt, wie sein Anwalt auf Anfrage der Weltwoche ausrichten lässt.

Ebenfalls zurück in seiner Heimat ist Ahmed Rabbani, nachdem sich die sechs wichtigsten US-Geheimdienste einig geworden waren, dass er für niemanden gefährlich sei. Im Sep-

Die Methoden hatten sich Psychologen ausgedacht und darüber Abhandlungen publiziert.

tember 2002 hatten ihn Beamte des pakistanischen Geheimdienstes verhaftet. Rabbani sagte, sie hätten ihn mit einem berüchtigten Terroristen namens Hassan Ghul verwechselt – was sich viele Jahre später als richtig herausstellte. Vielleicht steckte hinter dem Irrtum gierige Absicht, spekuliert Rabbani. Denn die Pakistani lieferten ihn für ein Kopfgeld von 5000 Dollar an die USA aus.

Mit Ahmed Rabbani verfahren die Behörden auf Guantánamo gemäss eigenen Angaben ebenfalls brutal. Was waren die

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital oder beides?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

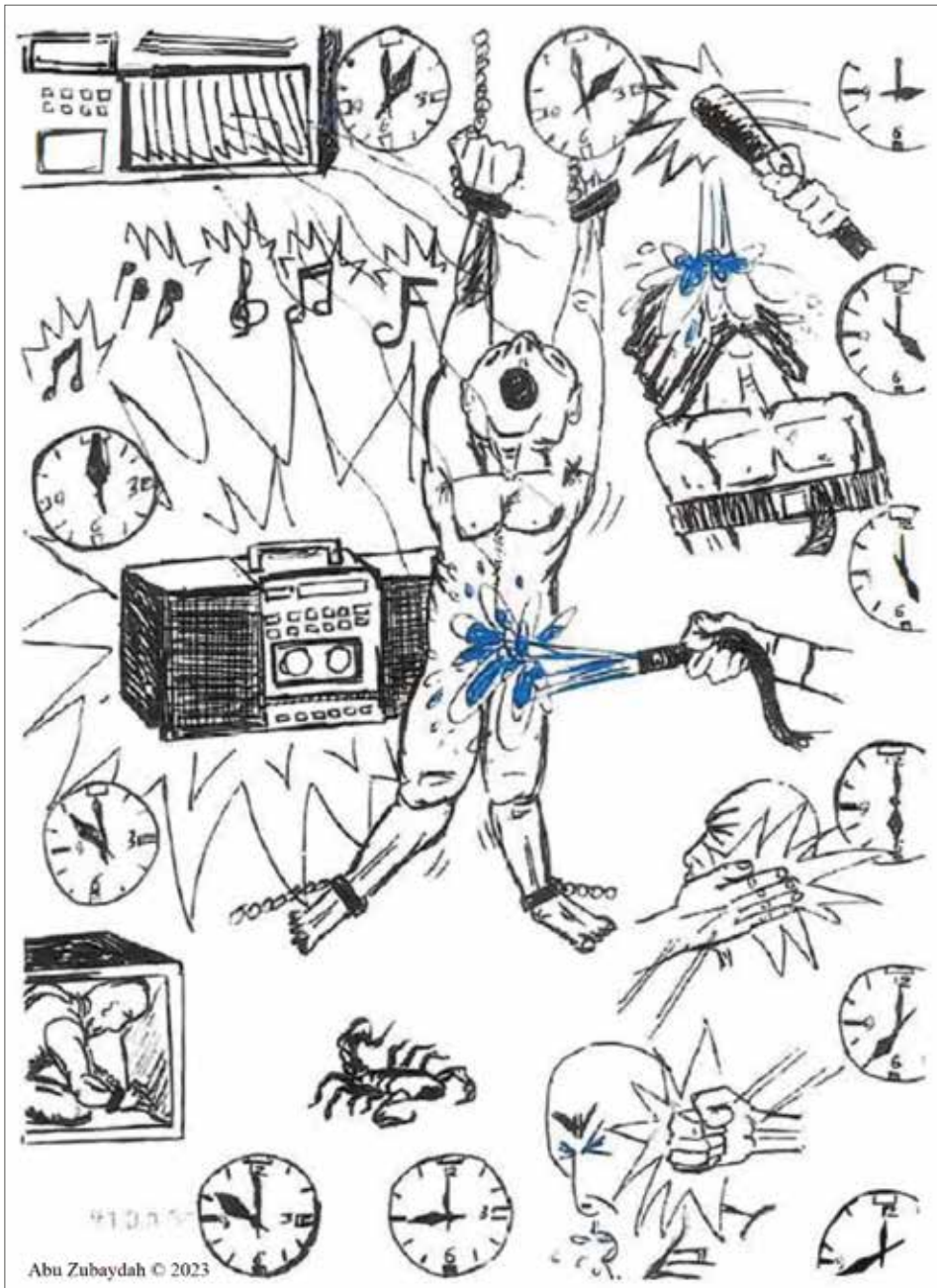
Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:
[vzch.com/merkblatt-pensionierung](https://www.vzch.com/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

www.vermoegenszentrum.ch



Zwanzig Tage, ohne Unterbrechung: Illustration von Abu Zubaydah.

schlimmsten Foltern? Darauf weiss er keine Antwort, «es waren so viele». Er musste zum Beispiel stundenlang auf Eis sitzen und wurde mit kaltem Wasser abgeduscht, bis er die Besinnung verlor. Als er aus Protest gegen die Haftbedingungen in einen Hungerstreik trat, wurde er zweimal täglich auf «unnötig schmerzhaft Weise» mit einer Sonde durch die Nase ernährt, so sein Anwalt Clive Stafford Smith: «Von den Vereinten Nationen wird diese Form der Zwangsernährung als eine Form der Folter verurteilt.» Rabbani, sagt Smith, müsste eigentlich im Guinness-Buch der Rekorde eingetragen werden, «weil er seinen Hungerstreik sieben Jahre lang durchgehalten hat». Er verlor dabei mehr als die Hälfte seines Körpergewichts.

Rabbani ist ein gebrochener Mensch, den die Horrorszene der Folter nicht loslassen. Er

habe Schlafprobleme, könne am Stück manchmal bloss zwanzig Minuten schlafen, und er könne nicht mehr arbeiten. Vor einigen Tagen, sagte er der *Weltwoche* während eines WhatsApp-Gesprächs aus Islamabad, sei er schlafwandelnd gegen eine Wand gelaufen.

Schliessungsversuche gescheitert

Rabbani hat in seiner Zelle in Guantánamo wie Abu Zubaydah die Torturen gemalt, die er durchgemacht hat. Kürzlich wurde ein Teil seiner Bilder über das Internierungslager in Karatschi ausgestellt. Andere Bilder wurden aber von den Zensurbehörden in Guantánamo nicht freigegeben – diejenigen vor allem, die den Schrecken im Lager zu realistisch zeigen. «Sie bleiben in den geheimen Gewölben von Guantánamo verschlossen», sagt die Kuratorin der Ausstellung, Natasha Malik.

Präsidenten von Barack Obama bis Joe Biden – eine Ausnahme war lediglich Donald Trump – wollten das Inhaftierungslager mit seinen brutalen Verhörmethoden immer wieder schliessen. Oder sprachen zumindest davon. Aber die Idee, Terroristen auf amerikanischen Boden zu bringen, ist jeweils auf Widerstand im Parlament gestossen. Einflussreiche Republikaner bezeichnen den Verzicht auf das Gefängnis als «Bedrohung für die Sicherheit der Vereinigten

Seit Jahren ist klar: «Erweiterte Verhörmethoden» haben keine Terroranschläge vereitelt.

Staaten». Denn ehemalige Guantánamo-Insassen übernahmen nach ihrer Entlassung immer wieder Führungsrollen bei al-Qaida, zum Beispiel im Jemen, oder sie drohten mit Attacken gegen Amerikas Verbündeten Saudi-Arabien.

Allerdings ist seit Jahren klar: Bei der Vernehmung mutmasslicher Terroristen haben die «erweiterten Verhörtechniken» Terroranschläge nicht vereitelt, oder sie haben nicht zu Erkenntnissen geführt, die zur Ergreifung von Terroristen geführt hätten. Mehr als das: Die Folter führte oft zu falschen Informationen. Und vor Gericht sind sie wertlos, wenn sie unter Zwang erpresst wurden, sollte es zu einem Prozess kommen.

Bereits früher hatte Dianne Feinstein, als sie Vorsitzende des Geheimdienstausschusses des Senats war, gewarnt, dass die Folter «der Seele unseres Landes» widerspreche: «Wir sind eine Demokratie, die auf dem Prinzip der Rechtsstaatlichkeit beruht.» Die USA seien zwar nicht perfekt, und es gebe einige dunkle Flecken in ihrer Vergangenheit. «Aber was uns besonders macht, ist, dass wir diese Übel erkennen, uns mit ihnen auseinandersetzen und sie beseitigen.» Das war 2014. Vor bald zehn Jahren.

Feinstein nannte damals als Beispiel einer fehlgeleiteten Verhörpolitik Abu Zubaydah, dessen Zeichnungen jetzt veröffentlicht wurden. In den ersten Monaten seiner Gefangenschaft gelang es den Vernehmungsbeamten von FBI und CIA, ihm – mit herkömmlichen Verhörmethoden – wichtige Informationen zu entlocken. Später jedoch folgte die CIA dem Rat «unqualifizierter Auftragnehmer» (gemeint sind wohl die Psychologen James Mitchell und Bruce Jessen) und begann, Zwangsverhörmethoden anzuwenden, um Informationen zu erhalten, die Abu Zubaydah ihnen ihrer Meinung nach verheimlichte.

Ob ihm je der Prozess gemacht wird, darf bezweifelt werden. Eine Freilassung würde ihn vor neue Probleme stellen. Als staatenlosen Palästinenser würde ihn kein Land aufnehmen.

Mark Denbeaux, Jess Ghannam: American Torturers: FBI and CIA Abuses at Dark Sites and Guantánamo, Seton Hall Law School. One Newark Center, May 2023.

Ausweitung der Klatschzone

Roger Schawinski hat ein Buch über eine Affäre im Zürcher Medienmilieu geschrieben. Sein anwaltschaftlicher Journalismus fordert weitere Opfer.

Jürg Altwegg

Walter Keller, der Begründer legendärer Zeitschriften (*Der Alltag*, *Parkett*) und Erfinder des famosen Scalo-Verlags, starb vor neun Jahren. In Roger Schawinskis neuem Buch «Finn und Anuschka» lebt er als Gigolo wieder auf. Keller soll betuchten Damen Avancen gemacht haben, darunter Schawinskis Gattin Gabriella Sontheim (ihr freilich umsonst). Nach seinem Bankrott sei Keller fast verhungert, schreibt Schawinski. Die grossherzige Gabriella habe ihn vor dem Tod bewahrt. Als Keller wieder zu Kräften gekommen sei, habe er zu reden begonnen: über den Verleger Peter Haag und dessen Ehefrau, die Journalistin Anuschka Roshani.

Zuverlässig fallen Schamgrenzen

Roshani ist Anfang Februar einer breiten Öffentlichkeit bekanntgeworden, als sie ihren ehemaligen Vorgesetzten, den früheren *Magazin*-Chefredaktor Finn Canonica, via *Spiegel* mit #MeToo-Vorwürfen eindeckte. Schawinski hält diese Vorwürfe für erstunken und erlogen. Der Befund ist überzeugend, die Beweisführung weniger. In kürzester Zeit hat Schawinski ein

Die gesellschaftliche Brisanz handelt Schawinski auf dem Niveau eines Kinderbuchs ab.

Buch geschrieben, um Roshanis Version zu widerlegen. Alle Fäden in «Finn und Anuschka» laufen bei Schawinski zusammen – als wär's ein Stück von ihm. Der Autor ist Ankläger, Aufklärer, Richter und moralische Instanz zugleich.

Und sein eigener Verleger. Niemand wollte sich am Manuskript die Finger verbrennen, behauptet Schawinski, also habe er das Buch selber herausgebracht. Kein Wunder, waren die professionellen Kollegen skeptisch: Die gesellschaftliche Brisanz des Falls handelt Schawinski auf dem Niveau eines Kinderbuchs ab – das Phänomen «Woke» erklärt er mit Wikipedia.

Am Exempel des toten Walter Keller veranschaulicht Schawinski das Geschäftsmodell von Peter Haags Verlag Kein & Aber: die «Aus-

nutzung des schlechten Gewissens der Superreichen». Auch die Reinharts, einstige Mitbesitzer des renommierten Suhrkamp-Verlags, werden als Zeugen zitiert: Sie hätten «ihr von den Ahnen erworbenes schmutziges Geld» in der Kultur reingewaschen und so ihr «Karma» gepflegt, weiss der Autor zu berichten.

Schawinskis Geld ist weder schmutzig noch ererbt. Sein Haus am Zürichberg nennt er «Villa Coninx». Er hat sie mit dem Erlös aus dem Verkauf seines Medienunternehmens an die *Tages-Anzeiger*-Besitzerfamilie finanziert. Später verlor er 1,8 Millionen Franken als Miteigentümer von Kein & Aber. «Finn und Anuschka» liest sich streckenweise wie ein Nachschlag zu seiner Autobiografie.

Diese war bei Kein & Aber erschienen, wo auch – nicht zu verwechseln! – Schawinskis Bestseller «Ich bin der Allergrösste: Warum Narzissen scheitern» eine verlegerische Heimat fand. Ernsthaft stellt sich die Frage, ob der Autor sein Werk je gelesen hat. Ungehemmt huldigt Schawinski in «Finn und Anuschka» seinem eigenen Narzissmus. Den Hinweis, dass ihm der *Spiegel* eine Titelstory gewidmet hat, will er sich nicht verkneifen. Dass seine Blattkritik in der *Spiegel*-Redaktion etwas mit dem wenig später erfolgten Rauswurf des Chefredaktors zu tun haben könnte, dementiert er so penetrant, dass man fast daran zu glauben beginnt. Den Niedergang des *Spiegels*, der in das Debakel um den Roshani-Text mündete, habe er kommen sehen.

Zuverlässig fallen die Schamgrenzen. Wir begegnen dem Autor beim Spazieren mit der Frau von Ex-Fifa-Chef Joseph Blatter. Zum Bruch mit Haag war es gekommen, nachdem TV-Moderator Jörg Kachelmann vor Gericht die Einschwärzung ihn betreffender Äusserungen von Schawinski erstritten hatte. Die Rechnung über 8000 Franken mochten weder der Verleger noch sein Autor berappen, wie wir erfahren. Mit Schawinski gefragt: *Who cares?*

Der Autor will die Kampfzone der #MeToo-Debatte auf den Missbrauch weiblicher Diskurshoheit ausweiten. In Wirklichkeit betreibt er die Ausweitung der Klatschzone im kleinen Zürcher Medienmilieu. In mutmasslich ernsthafter Ab-



Who cares? Journalist Schawinski.

sicht zitiert er Emile Zolas Ausruf «J'accuse ...!», als gehe es um einen Skandal von der Güteklasse der Dreyfus-Affäre. Es steht zu befürchten, dass er sich tatsächlich als Wahlverwandten des französischen Literaturtitanen sieht.

«Der kleine Finn»

Schawinski spürt allerlei eingebildeten Parallelen nach. Wie in der Ehe Haag-Roshani – beide Partner kommen schlecht weg – regieren in der Ehe Schawinski-Sontheim gleichgestrickte Verhaltensmuster, allerdings unter umgekehrten Vorzeichen, wie uns der Autor glauben machen will. Sontheim rettete den verhungerten Verleger Keller, der in Schawinskis Märchen ohne Happy End aus Verzweiflung stirbt. Schawinski nimmt den zu Unrecht angeklagten Chefredaktor Canonica unter seine Fittiche.

Was wohl «der kleine Finn» (Schawinski über Canonica) von seiner Überstilisierung zum Opfer – depressiv, suizidgefährdet, medikamentensüchtig – durch seinen schamlosen Anwalt hält? Immerhin kann sich Canonica gegen üble Nachrede wehren: Er hat gegen Roshani und den *Spiegel* geklagt. Walter Keller hingegen ist tot. Der Rufmord an ihm bleibt folgenlos.

Robo-Wikinger im Seidenpyjama

Der Fussballer Erling Braut Håland stellt Rekorde für die Ewigkeit auf. Ausser er bricht sie selber. Sein Geheimnis: Milch und Hühnerleber.

Max Kern

Ein entzückendes Bild von Hålands erstem Geburtstag zeigt ihn am 21. Juli 2001 vor einem Kuchen mit brennender Kerze. Håland hat es seinen 30,3 Millionen Followern auf Instagram präsentiert. Auffallend: Klein Erling trägt im Maxi-Cosi ein Trikot von Manchester City. Auf dem Rücken steht «Dad». Hålands Vater Alf-Inge war ebenfalls Fussball-Profi bei City. Eine Brutalo-Attacke von Roy Keane, der für den Stadtrivalen United spielte, beendete seine Karriere wegen eines Kreuzbandrisses mit 29 Jahren. Jetzt bricht sein Sohn im hellblauen City-Dress alle Rekorde.

Mit dem Meistertitel, dem möglichen Cup-Sieg (gegen United) und dem machbaren Sieg

im Champions-League-Final gegen Inter Mailand kann Erling Braut Håland in seiner ersten Saison bei City gleich das Triple holen. Und mit bisher 36 Meisterschaftstoren in 34 Premier-League-Spielen hat der 1,94 Meter grosse Mittelstürmer wohl einen Rekord für die Ewigkeit aufgestellt – falls der erst 22-Jährige seine Bestmarken in den nächsten Jahren nicht selber übertrifft. Nur einen seiner Jahrhundertrekorde wird er aus Altersgründen nicht mehr brechen können: An der U-20-Weltmeisterschaft 2019 schoss Håland beim 12:0 gegen Honduras neun Tore – oder drei Hattricks in einem Spiel. Fans feiern ihn als «Robo-Viking».

Zur unbekannteren Seite von Håland: «Braut» ist der Familienname seiner Mutter. Gry Marita Braut war Siebenkämpferin. Die Familie kehrte 2003 nach Norwegen zurück. Bald kickte Erling beim Bryne FK, wo auch eine gewisse Isabel Haugseng Johansen spielte. Bei der Meisterfeier letzte Woche trug Håland einen himmelblauen Seidenpyjama mit seinen Initialen drauf. Johansen glänzte im gleichen edlen Stoff, allerdings zum Kleid verarbeitet, kombiniert mit einer hellblauen Chanel-Handtasche. In den sozialen Medien postete sie ein Bild, das sie eng umschlungen mit Håland auf dem Fussballplatz zeigt. Beide tragen ein City-Shirt. Lange konnte Håland seine Jugendliebe geheim halten.

Rap auf Norwegisch

Håland liebt Milch, trinkt sie gleich literweise. Er isst Hühnerleber. Und er verblüffte seine damals noch überschaubare Fan-Gemeinde schon als Sechzehnjähriger – mit einem Rap auf Norwegisch. Mit zwei seiner damaligen Teamkollegen vom Klub Molde gründete er die Flow Kingz und nahm den Künstlernamen Lyng an. Im Track «Kygo Jo» rappte Håland auf einem Kinderspielplatz über die Weltkrise.

Als er neunzehnjährig für Red Bull Salzburg seine Premiere in der Königsklasse gab, schoss er beim 6:2 gegen Genk vor der Pause einen Hattrick. Nicht nur zur Freude der Techniker des TV-Senders Sky Austria: Nach Hålands 1:0

Jeden Morgen lässt sich Erling Håland von der Hymne der Champions League wecken.

brach der Server zusammen, weil sich enorm viele Leute gleichzeitig für ein Probe-Abo registrieren wollten. Mehr als zwanzig Minuten lang funktionierte die Homepage nicht mehr.

Sprints aus der Tiefe

Mitte September 2020 wechselte Håland zu Borussia Dortmund. Seine Zahlen in der ersten Bundesliga-Saison: 41 Tore in 41 Spielen. In der zweiten Spielzeit waren es 29 in 30 Partien. Nach seinem Wechsel auf die Insel sind's bei Redaktionsschluss wettbewerbsübergreifend 52 Treffer in 50 Spielen. Auf seinem Instagram-Kanal zeigte Håland kürzlich ein Bild seiner Nike-Treter mit der aufgenähten Zahl 35. Die «5» hat er mit einem schwarzen Filzstift durchgestrichen und eine «6» dazugemalt: 36 Treffer in 34 Liga-Spielen. Der Rekord von Newcastle's Andy Cole (1994) und Alan Shearer (1995) ist Geschichte. Die beiden brachten es auf je 34 Goals, aber in 42 Partien.

Der Schweizer Internationale Manuel Akanji, nach der gemeinsamen Zeit in Dortmund wieder Teamkollege von Håland, sagt: «Ich bin nicht überrascht, was er macht. Ich denke, er macht es noch auf einem höheren Level als in Dortmund, aber es hat auch zu tun mit den Mitspielern, die er um sich herum hat, mit den Pässen, die er erhält. Seine Abschlüsse, seine Sprints aus der Tiefe, seine Kopfbälle, er hat schon einiges bewiesen. Wenn er so weitermacht, wird er mehr und mehr Tore schiessen.»

Jeden Morgen lässt sich Håland von der Hymne der Champions League wecken. Am 10. Juni greift er nach dem wichtigsten Titel im Klubfussball.



Drei Hattricks in einem Spiel: Exzentriker Håland.

Misanthrop für einen Tag

Aus aktuellem Anlass.



Ich fliege etwa einmal im Jahr, maximal. Jeder fortschrittliche Twitter-Nutzer würde diesen Status nutzen, um seine vorzügliche CO₂-Bilanz zu unterstreichen (und würde den Teil weglassen, wo er fairerweise sagen müsste, dass Fliegen halt einfach nicht sein Lifestyle ist). Ich fliege nicht wenig, weil ich ein besonders guter Mensch bin, sondern weil ich den Urlaub gerne in der Schweiz verbringe und ausserdem den gesamten Flug-Event für ein beliebtes Instrument halte, um Menschen maximal zu reizen, und ihn darum als nur schwer ertragbar empfinde. Weil ich keinen Psychiater aufsuche, dürfen Sie heute, liebe Leser, stellvertretend einspringen.

Ich stehe also seit einer ganzen Weile in der Warteschlange im Abflugbereich. Die Masse schiebt sich nicht schwerfällig zur Sicherheitskontrolle weiter, sie steht komplett still. Die Weile müsste keine Weile sein, wenn nicht Passagier Luxusstock wäre. Er steckt weiter vorne in kurzen Hosen und überteuerten Birkenstocksandalen (Wetter Basel: Regen, 13 Grad Celsius), und weil er gleichzeitig Facetime mit Mami macht und seinen belanglosen Instagram-Feed mit Katzenbildern durchscrollt, kriegt er auch nach der fünften Aufforderung nicht mit, dass er beim Sicherheits-Check aufschliessen sollte. Man möchte ihn liebend gerne packen, in die Gepäckwanne setzen und eigenhändig durch den engen Scanner schieben.

Auch in einer anderen Schlange sieht's nicht besser aus. Da grübelt eine Passagierin mit Gelnägeln, Kind und aufs Smartphone gerichtetem Blick eingehend darüber, ob sie morgen die All-inclusive-Bootstour mit Party-DJ

um die Insel machen oder doch lieber auf dem Hippie-Markt bei einer lokalen Künstlerin gehäkelte Babyschuhe kaufen soll – und merkt nicht, dass sie den Boarding-Pass nicht bereithat, als sie danach gefragt wird. Vielleicht stehen bunte Marathonnägel ja für die klassische Überkompensation von zu wenig Sonne-Strand-und-Dance-Feeling. Man weiss es nicht.

Und dann gibt es noch die vollbepackte Grossfamilie aus dem Aargau, die das Pech hat, den Ursprung der nächsten Riesenschlange

Smartgeräte, gepaart mit ihren Besitzern, sind eine Form der Nötigung und für die Erde nur Ballast.

zu verantworten, da sie schon in der Pole-Position bei der ersten Durchgangskontrolle alles Mögliche nicht bereithält, dafür aber Smartphones und Paddelzeugs. Soviel ich weiss, gibt es keinen Grund, sämtliches auf dem Planeten verfügbares Paddel-Equipment auf eine sehr kleine spanische Insel mitzunehmen.

Es existieren sicher jede Menge Studien über Aufmerksamkeit, wo sie hinget und was Smartphones damit zu tun haben. Mir egal. Besser, man würde sich einmal ernsthaft überlegen, vor dem Flug sämtliche Smartgeräte einzusammeln, denn gepaart mit ihren Besitzern sind sie eigentlich eine Form der Nötigung – und darum für die Erde nur unnötiger Ballast. Ich bin übrigens nicht wütend, wirklich nicht. Ich möchte einfach gerne die Aufmerksamkeit darauf lenken, dass es, hält man sich an einem

Flughafen auf, keine schlechte Idee ist, wenigstens während fünf Sekunden zu realisieren, was gerade um einen herum passiert. Und dass Menschen, die die Aufmerksamkeitsspanne von fünf Sekunden nicht besitzen, weil diese sich in so viele kleine, irrelevante Bruchstücke aufteilt aufgrund all der Dinge, die sie in diesem Moment tun, aber nicht tun müssten, so dass für die Dinge, die sie tun müssten, keine Aufmerksamkeit mehr übrigbleibt, also dass diese Menschen per Eignungstest zum Flug abgelehnt werden dürfen.

Wer mir leidtut, ist das Flughafenpersonal. Es muss diese Situation Tag für Tag höflich lächelnd ertragen, und sollte es sich je zu einer einzigen sarkastischen Bemerkung verleiten lassen, findet sich unter den Passagieren garantiert einer, der alles filmt und empört darüber tweetet. Und was tun Leute – wie Luxusstock, der bestimmt jede Viertelstunde irgendwohin reist, nur weil die Billiglinie das billig anbietet, und der jetzt in einer anderen Schlange durch Miau-Miau scrollt –, wenn sie nach der siebzehnten Aufforderung vom Personal in die Realität zurückgeholt werden, als Erstes? Sie beschwerten sich über ebenjenes.

Moment kurz, ich verstehe gerade nicht, warum mich ringsum alle so feindselig anstarrten. Oh! Während des Notierens obiger Zustände in mein Smartphone ist mir völlig entgangen, dass ich längst hätte aufschliessen sollen. Und blöder Mist, wo habe ich jetzt meinen Boarding-Pass?

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara

Der Zeit voraus

Nr. 19 – «Meine Vision für Deutschland»
Sahra Wagenknecht über ihr Land

Ich halte Sahra Wagenknecht für die derzeit überzeugendste und klügste Analytikerin Deutschlands. Dass alle Politik seit je nur Eigeninteressen verfolgt, ist eine Binsenwahrheit. Wagenknecht ist einfach nur weitsichtig der Zeit voraus. Ihre stringente Argumentation wird indes erst gültig, wenn der Ukraine-Krieg überwunden ist. Den übergeht sie in diesem Beitrag. Denn da ist – mag seine Vorgeschichte noch so umstritten sein – ein klarer Aggressor, der «Überfall-Putin», und der ist hartnäckig zu benennen. Die Ukraine verdient jede Hilfe. Wagenknechts «Vision für Deutschland» (und für Europa) kann die Strategie aufzeigen, wie sich Europa in einer neuen globalen Politik selbstsicher positionieren sollte. Man müsste nur noch einiges Politikpersonal auswechseln.
Hans Rechsteiner, Eggenwil

Einseitig schwarzweiss

Nr. 20 – «Stalins Werk und Jelzins Beitrag»
Karl Eckstein über die Ukraine

Der Autor behauptet, dass die Schweiz der Nato eine Überfluggenehmigung gab in deren völkerrechtswidrigem Angriffskrieg 1999 gegen die Bundesrepublik Jugoslawien. Das glaube ich nicht, solange ich keine Beweise sehe. Die Berichterstattung in den Schweizer Medien ist bei den meisten Konflikten einseitig schwarzweiss. Das war damals nicht anders. Aber die offizielle Schweiz bemühte sich um eine eigenständige und einigermaßen neutrale Politik. Die Schweiz leistete humanitäre Hilfe für die Opfer auf allen Seiten und hatte dabei keine Be-

rührungsängste. So wurde beispielsweise in Zusammenarbeit mit staatlichen Stellen und mit der Bewilligung des Uno-Sanktionskomitees technische Hilfe geleistet für Trinkwasserversorgungen und Sozialinstitutionen in der Bundesrepublik Jugoslawien. Es gab 1999 sogar eine Balkan-Koordinationsgruppe für humanitäre Hilfe zusammen mit Griechenland und Russland – konkret mit Sergei Schoigu, damals Leiter des Komitees für Notstandssituationen, heute Russlands Verteidigungsminister.

Michael Tschanz, Mittelhäusern

Klebebedarf

Nr. 20 – «Treibhauseffekt: Dichtung und Wahrheit»
Philipp Mühlstein über den Klimawandel

Der Vergleich der Klimawendetheorie mit einer Religion ist bereits etwas abgedroschen. Die billige Ironie des Autors kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Artikel inhaltlich gesehen konfus ist. Aus den beiden von ihm angegebenen Zahlen ergäbe sich ja (falls sie korrekt sind), dass die in der Atmosphäre verbleibenden anthropogenen CO₂-Emissionen seit 1960 auf fast das Dreifache angestiegen sind. Das heisst, dass sich der Treibhauseffekt sehr wohl verstärkt – was der Autor ja eigentlich verneinen will. *Urs Aeschbacher, St. Gallen*

Wenn diese Cementit-Pattex-Uhu-Kleblackel etwas begriffen hätten, würden sie sich an die Landesgrenze kleben! Denn durch die unkontrollierte Masseneinwanderung entsteht der grösste Bau- und Energiebedarf in der Schweiz. Sie ist der CO₂-Treiber! Und auch das Bundeshaus hätte Klebebedarf, dort wird nämlich nichts dagegen unternommen.

Robert E. Angst, Zürich

Punktgenau

Nr. 19 – «Recht ist, was Putin nützt»
Josef Joffe über den russischen Präsidenten

1962 stationierten die USA in der Türkei Jupiter-Raketen, die mit nuklearen Sprengköpfen ausgerüstet waren. Es war die Zeit, als beide Mächte Interkontinentalraketen entwickelten und sich die USA im Schutz von Atlantik und Pazifik noch sicher wähnten. Indem Chruschtschow Kuba quasi als «Flugzeugträger» nutzte, um Atomraketen aufzustellen, erreichte er im Poker der Grossmächte ein Patt. Es drohte tatsächlich ein atomarer Konflikt, den Kennedy und der Kreml-Chef in persönlichen Gesprächen entschärften. Der Rückzug der russischen Raketen wurde als grosser Sieg des Westens dargestellt. Dass die USA Monate später ihre Raketen aus der Türkei abzogen, war Teil einer geheimen Abmachung und wurde von den westlichen Medien verschwiegen. Joffes Narrativ passt somit punktgenau in unsere vom Mainstream dominierte Presselandschaft.

Hugo Steffen, Root

Korrigenda

Nr. 20 – «Eine Hoffnung namens Kennedy»
Rosie Gray über RFK Jr.

Robert F. Kennedy war nicht «Pentagon-Chef», sprich Verteidigungsminister der USA, wie wir im Vorspann des Artikels über seinen Sohn Robert Jr. geschrieben haben, sondern Justizminister. Wir bitten für den Fehler um Entschuldigung.

Die Redaktion

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch



Martin Amis (1949–2023) Helmut Berger (1944–2023)



Meister des Absurden: Autor Amis.

Kaum ein britischer Schriftsteller polarisierte in den letzten Jahren die öffentliche Meinung so sehr wie Martin Amis. Den einen galt er als literarischer Leuchtturm, der es wagte, seine Befindlichkeiten bis zur Selbstentblössung zu verarbeiten. Für andere war er ein geldgieriger Edellinker, der seinem Erfolg alles unterordnete.

Unbestritten ist, dass Amis mit der Satire «Gierig» vor vierzig Jahren einen formal und inhaltlich wegweisenden Roman geschrieben hatte. Mit dem hedonistischen Ehrgeizling Self parodierte er die Unterhaltungsindustrie köstlich. Der Protagonist glaubt als Regisseur in der amerikanischen Filmindustrie seinen grossen Hit zu landen und tappt in eine groteske Falle. Auch «London Fields» ist ein literarisches Meisterwerk mit der Manipulatorin Nicola Six im Mittelpunkt, die weiss, dass sie demnächst ermordet wird und sich auf die Suche nach ihrem Mörder macht. Amis erwies sich mit diesem Roman als Meister des Absurden in einer, aus seiner Sicht, entseelten Welt.

Unvergesslich sind auch seine persönlichen Reminiszenzen, etwa sein Besuch bei der Witwe des russischen Schriftstellers Vladimir Nabokov im Hotel «Palace» in Montreux. Amis war ein Bewunderer Nabokovs, verehrte ihn fast abgöttisch. Die verwitwete Vera führte den damals jungen Amis behutsam in die geheimnisvolle Gedankenwelt seines Idols ein – vor der glamourösen Kulisse am Genfersee.

Martin Amis kam 1949 als Sohn von Kingsley Amis in Oxford zur Welt, eines vom Kommunisten zum Konservativen konvertierten Schriftstellers. Die Familienverhältnisse waren prekär; der Vater verliess die Familie und heiratete später die Schriftstellerin Jane Howard – ein Glück für den jungen Amis. Sie weckte sein Interesse an der Literatur, führte ihn etwa in die Erzählkunst von Jane Austen ein. Martin fühlte sich seiner Stiefmutter näher als seinem Vater. Mit diesem focht er öffentliche Hahnenkämpfe aus, die die britische Presse lustvoll wie Boxkämpfe kommentierte.

Amis gehörte zum literarischen Jetset der angelsächsischen Welt, zumal er sich in den USA ebenso zu Hause fühlte wie in Grossbritannien. Immer wieder meldete er sich politisch zu Wort, am liebsten mit Polemiken; sei es gegen Margaret Thatcher oder Donald Trump.

In diesem Frühjahr ist mit «Inside Story» Amis' letzter Roman erschienen, der jetzt als seine Lebensbilanz gelten muss. Er hat einen Verschnitt schier unzähliger autobiografischer Episoden zusammengefasst, die er mit den für ihn charakteristischen sexuellen Eskapaden anreicherte. Vor allem aber ist der Tod präsent. Feinfühlig beschreibt Amis das Ableben seiner engsten Freunde, des politischen Kommentators Christopher Hitchens und des Lyrikers Philip Larkin. Martin Amis ist ihnen nun im Alter von 73 Jahren gefolgt, nachdem er an Krebs erkrankt war. *Rolf Hürzeler*

Karl Kraus nannte Wien die «Versuchsstation für Weltuntergänge». Vor diesem Hintergrund liesse sich sagen, der österreichische, in Bad Ischl geborene Helmut Berger war die Personifikation der Weltuntergänge, eine vibrierende, mondäne, dekadente. In dessen Innerem aber eine tiefsitzende Kälte lauerte.

Als Martin von Essenbeck in Luchino Viscontis «Die Verdammten» («La caduta degli dei», 1969) verkörperte er diesen Typus in seiner Vollkommenheit. Der blonde Jungmann einer Industriellenfamilie (der Film spielt auf die Krupp-Dynastie und ihre Verstrickung in den Nationalsozialismus an) zelebriert mit eiskalter Würde eine Götterdämmerung, die in ihrer darstellerischen Eleganz und Exzentrik bis heute konkurrenzlos geblieben ist.

Überhaupt gehörte Berger, der Wirtssohn und Internatsschüler, der über die Schweiz und Paris nach London ausbüchste, als Kellner und Model jobbte und schliesslich von Luchino Visconti entdeckt wurde, zu jenem Kino-Adel, den es in der Branche heute nicht mehr gibt, mit jener Darstellungskunst, die zwischen Mondänem und psychologischer Feinnervigkeit changiert (Rex Harrison war auch so einer). Bei Berger kam eine Müdigkeit vieler Jahrhunderte hinzu, die um seine sanft spöttische Oberlippe spielte.

In Viscontis «Gewalt und Leidenschaft» («Gruppo di famiglia in un interno»; 1974) konnte Berger seine tiefsitzende Kälte als faschistoider 68er voll ausleben. Mit Viscontis Tod, dessen Liebhaber Berger war, begann seine persönliche Götterdämmerung. Aus dem Enfant terrible wurde eine überdrehte Diva und schliesslich eine Skandalnudel. Als solcher fand er sogar ins Dschungelcamp.

Wolfram Knorr



Star des Weltuntergangs: Berger.

Heisses Spiel mit fremden Vögten

Die Anpassung an die von der OECD befohlene Mindeststeuer wird vorläufig mit Geld versüsst.



Das Schweizer Volk stimmt am 18. Juni über die Einführung der OECD-Mindeststeuer ab. Gegen 140 Regierungen haben unter der Regie der OECD vereinbart, dass grosse international tätige Unternehmen künftig überall mindestens 15 Prozent Gewinnsteuern zahlen sollen. Hochsteuerländer wollen damit günstige Standorte weniger attraktiv machen.

Unter anderem die Schweiz. Da die Kantone zum Teil deutlich unter der Mindestgrenze liegen, müssen diese bei einem Ja ihre Steuern gezielt erhöhen. Die OECD-Vorgaben verlangen hier die Umkämpfung traditioneller Grundsätze samt Verfassungsänderung.

Die Befürworter der Anpassung streichen heraus, es sei wichtig, das Geld aus der ergänzenden Besteuerung im Land zu halten. Denn bei einem Nein zur OECD-Steuer würde dann einfach das Ausland anstelle des Schweizer Fiskus die Steuerdifferenz zu den 15 Prozent einkassieren und quasi durch Absaugen dafür sorgen, dass ausländische Firmen hierzulande OECD-korrekt an die Kasse kommen.

Die Gegner der Vorlage kritisieren vor allem, dass das Geld aus der Ergänzungssteuer zu wenig den Kantonen, sozialen Zielen oder Bürgern zugute komme.

Auffallend ist, dass das grundlegende Problem wenig zu reden gibt, nämlich der Umstand, dass sich die Schweiz dem Willen eines internationalen Kartells beugt.

Koordiniert wurde die Mindeststeuer-Initiative der Hochsteuerländer durch die OECD, die von ihrem Ursprung her nach dem Einstimmigkeitsprinzip funktioniert. Die Schweiz hätte mit einem Nein das Vorhaben

also stören können, tat es aber nicht. Mit dem Argument «das Geld im Land behalten» lässt man sich aufs Spiel mit Fremden ein.

Da höhere Steuern die Standortattraktivität reduzieren, sollen Einnahmen aus der Ergänzungssteuer unter anderem zur Förderung der Standortbedingungen eingesetzt werden, dies im Rahmen des der OECD Erlaubten.

Nun aber bröckelt es im Steuerkartell weltweit an vielen Fronten. Kungeleien in grossem Stil sind immer schwierig unter Kontrolle zu halten. Und die Frage kommt auf, wie sinnvoll es für die Schweiz ist, zu den schnellsten und eifrigsten Vollstreckern des Befehls zu gehören.

Die EU drängt zur Eile, will 2024 starten. Aber in Grossbritannien warnt man in der Versicherungsbranche vor der «first mover»-Rolle.

Und in den USA steckt das OECD-Projekt fest, nachdem im Repräsentantenhaus nun die Republikaner die Mehrheit haben. Vorwurf an Präsident Biden: Mit der Mindeststeuer ermögliche er ausländischen Regierungen den Steuerzugriff auf amerikanische Firmen, also auf Steuersubstrat, das eigentlich den USA gehöre.

Und dies provoziere einen Subventionswettlauf. Die im US-Inflationsbekämpfungsgesetz geplanten Hunderte Milliarden Dollar Zuwendungen für grüne Energie belasteten die Steuerzahler massiv. Und gnadenlos werde das Rennen, wenn alle Länder protektionistische Förderpolitiken verfolgten. Vor allem Chinas offensiv eingesetzte Staatsgelder würden die USA schädigen – das sei eine «America last»-Politik, so der republikanische Senator Mike Crapo.

Das OECD-Projekt ist mit weiteren grundlegenden Unsicherheiten verbunden. Ist die

15-Prozent-Mindeststeuer mal eingerichtet, kann sie irgendwann auch hochgeschraubt werden. Was bedeutet das für die Schweiz?

Und die Mindeststeuer ist nur ein Teil des von der OECD anvisierten Grossumbaus des internationalen Steuersystems. So bald politisch möglich, will man global eine «faire» Verteilung des Steuersubstrats auf die Länder regeln – nach einem Schlüssel, der die grossen Länder mit grossen Märkten besserstellt, die Schweiz jedenfalls schlechter.

Aufsteiger Japan

Japan scheint als Gastgeber des soeben abgeschlossenen G-7-Gipfels in Hiroshima ein wenig unter Druck zu stehen, da sich Chinas Regierung mit den Ergebnissen des Treffens demonstrativ unzufrieden gezeigt hat. Aber es gibt auch andere Signale. Börsenportale melden Nachrichten, die aufhorchen lassen: Der breitangelegte Börsenindex Topix hat den höchsten Stand seit 33 Jahren erreicht, und mit dem bekannten Nikkei-Index der grossen Unternehmen verhält es sich ähnlich.

Sie liegen noch etwas unter dem Rekordniveau von 1989, als dann der tiefe Fall kam, aber der Aufwärtsdrang der Wirtschaft wirkt eindrücklich: Man ist wieder weit oben! Trotz Staatsinterventionen mit extremem Schuldenmachen und strengem Regulieren von Preisen hat Japan während der drei Jahrzehnte seit dem gewaltigen Platzen der Börsenblase mit bemerkenswerter Ausdauer durchgehalten und Innovationen vorangetrieben – und Erfahrungen mit der Überalterung gesammelt, die andere erst noch machen müssen.

PFINGSTEN

Göttliches Rom



Was für ein stolzes Versprechen: Petersdom im Vatikan.

Wann hat sich nur diese Gottesgewissheit aus Renaissance und Barock verflüchtigt?

Seite 57

Christsein erfordert tatsächlich Mut in diesen Tagen der rasenden Verwirrungen.

Seite 57

Der katholische Glaube ist sehr konkret. Und ja, wir dürfen uns ein Bild von Gott machen.

Seite 58

Mein katholisches Abenteuer

Die christliche Welt der Wunder lebt weiter, zumindest in Rom.

Eine Reise in die Ewige Stadt, auf der Suche nach Gottesgewissheit und Glaubensvernunft in verwirrten Zeiten.

Matthias Matussek

Vielleicht lässt sich der Unterschied zur kulturellen Steppe unserer deutschen Hauptstadt so beschreiben: Wer auf dem Flughafen Berlin ankommt, rollt seinen Koffer an einem «Ampelmänner»-Laden vorbei, wo Waschlappen in Rot, Gelb und Grün verhökert werden, also an einem grimmigen Kalauer. Wer dagegen in Fiumicino, Rom, landet und zum Ausgang strebt, läuft an Vitrinen vorbei, in denen soeben antike Statuen ausgestellt werden, stolze Kaiserstatuen mit gerafften Togen werden da hergezeigt sowie frühchristliche Fresken. Überreste also aus der stolzen Geschichte der Ewigen Stadt. Ein langer Atem.

Durchseelt, prächtig

Dann die Fahrt hinein, erste Pinien stehen wie dunkelgrüne Flammen am Wegrand, Häuser in Ocker und Braun tauchen auf, dann die Überreste der alten Stadtmauer, all diese Relikte, all diese Erinnerungsschübe. Dann die Patrizierhäuser, die Piazze, die Brunnen. Und überall sind antike Reste verbaut im Gewirr der Gassen, ein altes Kapitell, ein Säulenstück, eine römische Tafel, Beschwörungen eines Geschichtsstolzes, die wie charakterliche Mahnungen wirken.

Diese imponierende 2000-jährige Kontinuität aus römischer Weltherrschaft und ihrer Staffelübergabe an die aus der Ewigkeit winkende

Civitas Dei, den Gottesstaat! Schon zu Zeiten von Horaz und Vergil nannte sich die Stadt «Roma aeterna», was für ein Selbstbewusstsein ohne alles Gekicher; und nur mit Schaudern denke ich an das vergaunerte Provisorium Berlin zurück mit seinem Motto «Arm, aber sexy». Hier ist alles «durchseelt» und prächtig.

An diesem hellen Maivormittag liest Martin Mosebach, der asketisch wirkende Gentleman mit seinem silbergrauen Haarkranz und dem Einstecktuch und der blitzenden Brille, ein Herr, wie man so sagt, in der Bibliothek der barocken Kirche Santa Maria dell'Anima aus seinem Buch «Die 21» vor.

Angesichts ihres Themas hat sich diese seelenaufwühlende Reportage über die koptischen Opfer des düsteren islamischen Terrors erstaunlich lang in der Bestsellerliste gehalten. Sie waren Wanderarbeiter aus Ägypten, denen von

Es sind die Übergänge vom Profanen zum Heiligen, die in keiner anderen Stadt so anstrengungslos passieren.

den Schergen des IS für einen grauerregend-professionellen Propagandafilm am Strand in Libyen die Kehlen durchgeschnitten wurden. Sie wollten nicht zum Islam übertreten und damit ihren christlichen Glauben verraten.

Da sind die gefesselten Verurteilten in ihren orangefarbenen Overalls, die schwarzen Schergen, das Blut, das den Schaum der Dünung rot färbt. Mosebach setzte sich in Bewegung, als er auf dem Titel des *Vatican-Magazins* das Antlitz eines der Enthaupteten erblickt hatte. Er hatte die Verwandten der Märtyrer besucht, die alle aus dem gleichen Dorf stammten. Alle sind sie heiliggesprochen. Sein bildstark beobachteter, tief reflektierender und in gewissen Momenten sogar lustiger Reportage-Essay gehört zum Besten, was unser Handwerk zu bieten hat.

Nach seiner Lesung kurz ein Blick auf die Spolien im Innenhof, Versatzstücke aus Friesen und Kapitellen und Putten, und ein verzückter Mosebach mit seinem Geschenk in der Hand, einer Flasche Rotwein, staunend.

Hier, in diesem Viertel, hat er in früheren Tagen, auf dem Dach der Chiesa Nuova, der Kirche des heiligen Philipp Neri, an einem seiner Romane gearbeitet und durch das Fenster geschaut, um im Herbst die Schwärme von Staren zu bewundern, Flugkünstler in abenteuerlichen Formationen, die den Himmel verdunkeln und sich zu immer neuen Formen gruppieren, zu Herzen, die explodieren in Chrysanthenen oder Säulen oder Zylindern, um erneut auszubrechen ins zarte Abendblau.

Derzeit lebt er wieder hier, um sich zu seinem neuen Roman inspirieren zu lassen.

Und ich bin in der Stadt, um an einem Festkommers des Cartellverbands Capitolina teilzunehmen, dem ich sieben Jahre zuvor feierlich beigetreten war. Die Capitolina ist eine nichtschlagende Verbindung, zu deren Mitbegründern 1986 Kardinal Joseph Ratzinger, der spätere Papst Benedikt XVI., gehörte. Sie ging hervor aus einer langen Tradition deutscher katholischer Pilger und Studenten der Gregoriana, der Päpstlichen Universität des Vatikans. Tatsächlich ist die Capitolina mit rund 30 000 Mitgliedern der grösste konfessionelle Akademikerverband Europas.

Gespräch über das Leben

Anschliessend an Mosebachs Lesung schlendern wir durch die engen Gassen zu seiner Lieblings-Trattoria, und über einer wunderbaren eingelegten Artischocke fragte ich ihn, ob sein neuer Roman mit Rom zu tun habe. «Natürlich nicht!», sagt er, und ich denke: Schade eigentlich, ich warte auf Martin Mosebachs grossen Rom-Roman, der steckt doch schon im Gattungsnamen, verdammt noch mal! Schliesslich ist er der bedeutendste katholische Schriftsteller der Gegenwart, dazu ein orthodoxer, der sich mit Büchern wie der «Häresie der Formlosigkeit» oder «Der Ultramontane» immer wieder gegen die Vulgarisierungen der deutschen katholischen Kirche gestemmt hat, die derzeit auf ihrem «synodalen Sonderweg» ins Schisma strebt.

Er suche noch, fährt Mosebach fort, und dann kommt der Hauptgang – dünnes Steak für ihn, *con sangue*, also blutig, für mich gebratene kleine



„Weißt du noch, wie wir vor drei Monaten eine Flasche ins Wasser warfen?“



Letzte Triumphe: Petersdom mit Tiber.

Calamari mit Krabben –, und wir rutschen in ein Gespräch über das ewige Leben. Es sind diese Übergänge vom Profanen zum Heiligen, die in keiner anderen Stadt der Welt so anstrengungslos passieren.

Die spannendste Stelle in seinem Buch «Die 21» ist ein Selbstgespräch. Da nämlich überprüft der Autor sich und seinen Glauben mit der Frage, ob er mit dem Versprechen, augenblicklich als Heiliger neben Gott im Paradies sitzen zu können, denn er wäre ein solcher als Märtyrer, sein Leben opfern würde.

Es folgt ein gelehrter Mosebach-Exkurs über die Märtyrerfreudigkeit der jungen Christenheit, der sogar ein Papst irgendwann Einhalt gebot, es gibt sogar einen Heiligen, der «auch Felix» heisst, ein namenloser junger Mann, der sich eifrig einem Verurteilten hinzugesellte und seinen Nacken unter das Schwert beugte.

Sein Roman? «Vermutlich wird es mein letzter sein», sagt er düster.

«Dichten – ein unbarmherziges Geschäft», das wusste schon Gottfried Benn. Ernest Hemingway, depressiv, stürzte sich in todesnahe Abenteuer, um «nicht mehr schreiben zu müssen». Er erschoss sich.

Dann hellt er sich auf und berichtet animiert von den Ostertagen, die er hier mit seiner Frau verbrachte. Sie haben die Fusswaschung am Karfreitag und die Messen in der Santissima Trinità dei Pellegrini besucht, die Frau «selbstverständlich mit Schürze und Spitzen Schleier», und während er schwärmt, nimmt eine Gruppe von sechs kurzgeschorenen Muskelmännern am Nebentisch Platz, und wir rätseln leise, Ukrainer?, und sprechen vom Krieg und einigen uns darauf, dass wir beide völlig kriegsuntauglich sind.

Nachdem wir gezahlt haben, spreche ich die Männer an. Sie kommen nicht von der Front, sondern doch nur aus Montenegro. Katholisch? Irritertes Schulterzucken, ach so, nein, eher orthodox.

Am frühen Abend eine Rom-Eloge Mosebachs in der Aula des Campo Santo Teutonico, des deutschen Friedhofs gleich neben der Basilika, einem von Pinien und Lorbeerbäumen überschatteten

«Auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.»

Garten voller Grabplatten und Inschriften und Spolien. Die übrigen Cartellbrüder sind eingetroffen. Ich lasse besorgte Handreichungen über mich ergehen, das Märtyrer-Rot auf dem Band gehört nach oben, und dann erst folgen die Vatikanfarben Gelb und Weiss, und es wird von rechts nach links getragen.

Sauferei im ehemaligen Pilgerhospital

Es sind nur ein paar Schritte zum Seiteneingang des Petersdoms, hinein und hinab unter den Altar mit den Kolossalsäulen Berninis in die Krypta zur Begräbnisstätte Benedikts XVI. Da ist ein kleiner Altarraum, dessen Sichtachse auf das Grab des Petrus gerichtet ist, auf den Gründer der Kirche also, den Fels mit dem jesuanischen Versprechen in Matthäus 16,18: «Auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.» Was für ein stolzes Versprechen in diesen Tagen, womöglich wird erneut eine Zeit der Katakomben für Christen anbrechen. Die Messe hier unten wird von Dr. Josef Clemens zelebriert, vom Sekretär des verstorbenen deutschen Pontifex.

Von hier, dem Heiligen aus, sind es dann nur ein paar hundert Meter am mittlerweile stillen Petersplatz vorbei ins Profane, in die wilde Sauferei des Festkommers, der im Complesso Monumentale Santo Spirito in Sassia, einem ehemaligen Pilgerhospital, ausgerichtet wird. Dort ziehen feierlich die verschiedenen Cartellvereine mit ihren Uniformröcken und Degen und Käppis ein, dieser lustige Mummenschanz aus dem 19. Jahrhundert, und während «Gaudeamus igitur» angestimmt wird und die Gläser klingen, wandert mein Blick vom Profanen zurück ins Heilige. Es bleibt hier gar nichts anderes übrig.

Denn dieser ehemalige Krankensaal ist mit den schönsten biblischen Freskenmalereien in den riesenhohen Stützbögen versehen, in der offenbaren Annahme, dass Heilung und Heil letztlich nur von oben zu erwarten sind.

Dem Gewoge und Gesinge unten an den Bänken hat sich auch der 94-jährige Walter Kardinal Brandmüller, ebenfalls ein Cartellbruder, noch einmal ausgesetzt. Ich hatte ihn, den Kirchenrechtler, vier Jahre zuvor besucht, als er mit anderen Kardinälen seine «dubia», seine Zweifel, angemeldet hatte an der Entscheidung des bisweilen



Dieses traditionsstolze Beharren: Benedikt XVI. (l.) und Kardinal Cordes, 2010.

erratischen Papstes Franziskus, auch geschiedene Verheiratete zur Kommunion zuzulassen.

Brandmüller, der promovierte Historiker, hatte die Einmaligkeit der Ehe, diesen vor Gott geschlossenen Bund, verteidigt und den entsprechenden Passus aus einem uralten Folianten des kanonischen Rechts vorgetragen. Er könne den Verstoss gegen die Tradition nicht mittragen, meinte er, und ich verstand seine Not, denn es finden sich im Evangelium nach Matthäus, Kapitel 19, Vers 6 diese Worte: «So sind sie nun nicht mehr zwei, sondern ein Fleisch. Was aber Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht trennen.»

«Erbin der römischen Jurisprudenz»

Aber wie schrieb Staatsrechtler Carl Schmitt («Römischer Katholizismus und politische Form») einst? «Alles fließt, sagt Heraklit, und der Stuhl Petri, der fließt mit.» Er schrieb dies nach dem II. Vatikanum, dem Reformkonzil der sechziger Jahre, auf dem vieles missverstanden wurde und die stete Aushöhlung der liturgischen und rechtlichen Formen ihren Ausgang nahm. Carl Schmitt hatte darauf hingewiesen, dass die Kirche «die wahre Erbin der römischen Jurisprudenz ist», die den wechselnden Rechtsformen der merkantilen und modernen Welt diametral gegenüberstehe und auf ihrem eigenen Recht beharren müsse.

Das kann man falsch finden. Man kann dieses traditionsstolze Beharren aber auch begrüßen angesichts der Verwüstungen, die das wechselnde Partnerschaftskarussell in der Keimzelle jeder Gesellschaft, der Familie, anrichtet. Benedikt hatte einen Ausweg aus dem Dilemma für Neuverheiratete angeboten. Sie sollten ihre Erst-

Ehe annullieren lassen können. Franziskus aber öffnete einfach die Schleusen.

An diesem Abend ist der unbeugsame Kardinal auf seinem Stock fast zu Boden gebückt, er erwidert meinen Gruss mit einem Lächeln. «Ach, wie schön, Herr Matussek», sagt er und lässt dann auf der Bank neben dem neuen Philister-senior, dem Rechtsanwalt Franco Reale, Ansprachen und Gesänge über sich ergehen, auch eine Rede, in der ein junger Doktorand die Capitolina auffordert, die Werte des katholischen Verbands und die der freien westlichen Welt an der Grenze zu Russland zu verteidigen.

Allerdings lässt er offen, welche Werte er damit meint. Ist es das Recht eines Mannes, sich als Frau auszugeben und alle Welt zu zwingen, diesen Verstoss gegen die Biologie bei empfindlicher Geldstrafe als Wahrheit anzuerkennen?

Cordes wohnt im Gebäude der einstigen Inquisition, wo Galileo Galilei in Haushaft sass.

Wie wäre es, sage ich zu meinem Banknachbarn Markus, Doktor der Theologie, wenn wir unsere Werte zunächst mal in der deutschen Heimat verteidigten?

Es wird spät und später, die Gesänge werden lauter, das Klirren der Glaskrüge ebenfalls, kurz nach Kardinal Brandmüller verlasse auch ich den Festkommers, im Wettkampf um die meisten Gläser Bier in der kürzesten Zeit ziehe ich ohnehin den Kürzeren.

Diesmal schlafe ich wegen einer Fehlbuchung meines Hotels auf der «Bude», dem Studentenquartier der Capitolina in einem Gässchen an

der Piazza Navona, offenbar der absoluten Party-meile. Vom Balkon im zweiten Stock ein Blick hinab auf das animierte Menschengewühl vor den Bars und Cafés an diesem warmen Mai-Abend. Was mag Philipp aus Eichstätt, dem hoffnungsfrohen Priesterkandidaten, der mir den Schlüssel in die Hand gedrückt hat, bei diesem Anblick durch den Kopf gehen, frage ich mich. Gerät sein Entschluss ins Wanken?

Im Aufenthaltsraum mit seinen Bannern, der sich allmählich füllt mit Rückkehrern vom Festkommers, steht ein Klavier, darauf ein ausgestopfter Fuchs und darüber Bilder des Cartellbruders Papst Benedikt. Nachtrinken mit Bier aus dem Kühlschrank, dann stürzen sie sich ins Gewühl.

Am nächsten Morgen treffe ich Mosebach wieder, diesmal zum Sonntagsgottesdienst in seiner Santissima Trinità dei Pellegrini, dieser Gründung des heiligen Philipp Neri von 1540 mit bereits barock geschwungener Fassade und atemberaubendem Innenraum. Sie ist riesig und bis auf den letzten Platz gefüllt.

Vor einem Seitenaltar knien Frauen mit schwarzer Spitzenmantilla über dem Scheitel kerzengerade auf dem Marmorboden. Die Predigt befasst sich mit der heiligen Katharina von Siena, einer Dominikanerin und klugen Ratgeberin der Mächtigen. Sie wurde von Papst Johannes Paul II. zur Schutzpatronin Europas ernannt. Gerade in diesen Tagen, denke ich mir, würde eine Frau wie sie an der Spitze Europas, ganz besonders angesichts der real existierenden Alternative, die ihre Amtszeit verlängern möchte, dringend benötigt.

Zwei Reihen vor mir sitzt und steht Martin Mosebach, dann kniet auch er auf den Marmorfiesen, soldatisch, dabei ist er drei Jahre älter als ich. Ich komme mir sehr verweichlicht vor auf meiner Bank und schiebe die Schuld auf den Synodalen Weg, der mich offenbar total erschaffen liess.

Später besuche ich meinen alten Freund Paul Josef Kardinal Cordes, der mein Buch «Das katholische Abenteuer: Eine Provokation» in der *Christ & Welt*-Beilage der *Zeit* über vier Seiten hinweg feierte und es ein «echtes Apostolat» nannte. Sehr zum Ärger meiner *Spiegel*-Kollegen behauptete es sich in der *Spiegel*-Bestsellerliste über mehrere Wochen. Im eigenen Blatt mussten sie die mir vertraglich zugesicherten Anzeigen mit dem Spruch «Ohne Glauben geht es nicht» ertragen.

Cordes wohnt im Gebäude der einstigen Inquisition, dort, wo Galileo Galilei in Haushaft sass. Hoher Stadtpalast neben der Schweizergarde, die Haushälterin Romana an der Pforte holt mich ab, ein stiller Innenhof, die Nachmittagssonne glüht auf dem gelben Putz, raselnder, vergitterter Fahrstuhl, dann der alte Kardinal im Rollator.

Cordes ist der Erfinder der Weltjugendtage, dieser letzten Triumphe der Kirche in einer sä-

kularisierten Welt. Er ist schmal geworden, dieser nimmermüde Streiter vor dem Herrn. Romana bringt selbstgebackenen Apfelkuchen und Kaffee. Und Paul Josef erinnert sich an unsere vergangenen Schlachten gegen eine anti-römische Publizistik, die er erneut mit einem letzten Buch herausfordern möchte. Es soll «Mut zum Christsein» heissen, denn ein solches Bekenntnis erfordert tatsächlich Mut in diesen Tagen der rasenden Verwirrungen, der Klima- und anderer Ersatzreligionen.

Er sitzt hoch und durchaus aristokratisch in seinem braunen Ledersessel, und als ich ihn verlasse, bin ich mir sicher, dass er, der Sturkopf aus dem Sauerland, sich nicht unterkriegen lassen wird.

Über das Kopfsteinpflaster des Petersplatzes ergiesst sich helles Mondlicht, und die Basilika mit ihrer imposanten Kuppel erscheint silbern in der Nacht, wie ein Reliquienschrein, mit ihren Kolonnaden und den angestrahnten Heiligenfiguren auf dem Halbrund, das tagsüber Millionen Pilger und Touristen umarmt. Wann hat sich nur diese unwirklich auftrumpfende Gottesgewissheit aus Renaissance und Barock verflüchtigt?

Karl Marx immerhin nannte die Religion nicht nur Opium des Volkes, sondern auch den

«Seufzer der gequälten Kreatur» und vor allem «den Geist in einer geistlosen Zeit». Und die Geistlosigkeit ist geblieben und wird immer geistloser. Wenn die Utopien einer Gesellschaft auf die Regulierung des Klimas heruntergekommene sind und das Erlösungsziel 1,5 Grad Celsius heisst, sind wir wohl verloren, denke ich bei dem Anblick des Doms.

Katholischer Tempel

Die historische Pointe um diesen glänzenden Prunkbau dort hinten in der Nacht besteht ja darin, dass er zwar zur Spaltung der Kirche führte durch den Protest Luthers gegen den ihn finanzierenden Ablasshandel. Aber gleichzeitig schloss er die Wunde wiederum und bildete fortan den Schwerpunkt der Una Sancta. Ein Bau für urbi et orbi, für die Stadt und die Welt, der Mittelpunkt der katholischen Christenheit, ein Tempel, der sie zusammenbindet.

Ob er das auf Dauer schafft, steht in den Sternen, denn die deutschen Bischöfe gehen wieder einmal einen Sonderweg mit ihrer Forderung nach Aufhebung des Zölibats, dem Ehesakrament für gleichgeschlechtliche Paare und weiblicher Priesterschaft, also einer protestantischen Neuauflage. Als zivilreligiösen Ausgleich haben sie sich dem Kampf gegen rechts verschrieben.

Sie konzentrieren sich entschlossen auf vorletzte Fragen statt auf solche des Heils.

Den obligatorischen Capitolina-Ausflug nach Frascati, der Weingegend, habe ich mir diesmal erspart, auch weil ich wusste, dass der alte Philistersenior Rudi Herrmann diesmal nicht mit von der Partie ist. Vor sieben Jahren hatte er mit erhobenen Fäusten auf den Stufen eines Gebäudes der Altstadt seine Kriegserklärungen an die glaubenschlafte Gegenwart über die noch nicht angesoffenen Köpfe der Cartellbrüder ausgerufen und mich elektrisiert.

Anderntags treffe ich ihn wieder, da steht ein Ausflug in das Bergnest Sutri an, das antike Sutria, und nirgendwo ist der Eingangssatz zu Thomas Manns «Joseph und seine Brüder»-Tetralogie angebrachter als hier: «Tief ist der Brunnen der Vergangenheit; sollte man ihn nicht unergründlich nennen.» Das auf Vulkanstein gebaute Sutri, rund fünfzig Kilometer nordwestlich von Rom, wurde bewohnt lange bevor die legendären Söhne des Kriegsgottes Mars, Romulus und Remus, aufgenährt von einer Wölfin, ihren Streit um die Stadtmauer ausgekämpft hatten. Bereits im 10. Jahrhundert, im Ausgang der Bronzezeit, siedelten hier Kelten und Etrusker. Erst im Jahr 396 v. Chr. konnten die Römer, auf dem Sprung zur Weltmacht, den Ort einnehmen. >>>



Noch mehr bezahlen?

So stimmen Sie richtig für eine sichere und bezahlbare Stromversorgung:

NEIN zum Verbot von Heizöl, Gas, Diesel und Benzin!

NEIN zu Mehrkosten von 6'600 Franken pro Person/Jahr!

NEIN zur Verschandelung der gesamten Schweiz!



Stromfresser-Gesetz

NEIN

Bundesgesetz KIG

Mit einer Spende auf IBAN CH83 0023 5235 8557 0001Y unterstützen Sie unseren Kampf für eine sichere und bezahlbare Stromversorgung. Herzlichen Dank für Ihr Engagement.

SVP Schweiz, Postfach, 3001 Bern www.stromfresser-gesetz-nein.ch



Fünftausend Einwohner leben in diesem Bergnest, aus dem sich jedoch eine gewaltige Basilika erhebt, die Santa Maria Assunta, Mariä Himmelfahrt. Im mittelalterlichen Investiturstreit diente das Bergnest mehreren Päpsten als Refugium. Nach der Messe der Capitolina an diesem Tag, an dem Josef des Handwerkers und stillen Pflichterfüllers und Familienvaters gedacht wird – ich lasse mich während der Predigt in die Erinnerung an meinen Vater, der Josef hiess, zurücktragen –, kann die Krypta besichtigt werden, romanische Rundbögen und heidnische Säulen sind hier verbaut.

Am Platz der Porta Vecchia bleibe ich mit Philipp und einigen weiteren Cartellbrüdern beim Aperol vor einem Café hängen, während der Haupttross die in den Tuffstein gehauenen Etruskergräber, veritable kleine Häuser, be-

Hier lässt man aus der Kassettendecke weisse Blütenblätter über die Gläubigen rieseln.

sichtigt. Ein alter Herr aus Österreich führt mir diese komfortablen Jenseitshäuser später vor. Alle Hochkulturen stellen sich letzten Fragen.

Dann geht es weiter zum Lago di Bracciano zum abschliessenden Essen. Hier treffe ich den feurigen alten Philistersenior Rudi wieder, der nach dem Essen noch einmal Donnerworte hören lässt und den Katholizismus als Widerstand gegen den herrschenden Lügenäther fordert und als Geist in einer geistlosen Zeit.

Er ist damit übrigens nicht allein. Michel Houellebecq wünscht sich das Gleiche. Auch der jüdische Philosoph Alain Finkielkraut hat

sich soeben in einem Interview in der *Tagespost* ähnlich geäussert. Doch unter dem Burschenvolk mit den rot-weiss-gelben Bändern hat sich die mentale Temperatur verändert. Der neue Philistersenior ist doch mehr auf Harmonie mit dem Zeitgeist aus. So wird Rudi diesmal eher belächelt als angefeuert.

«Hast du jemanden umgebracht?»

Doch die katholische Welt der Wunder lebt weiter, zumindest in Rom: Vor meiner Abreise anderntags besuche ich mit meinem alten Freund und Vatikan-Kenner Paul Badde die Basilica Santa Maria Maggiore auf dem Esquilin, die Papstbasilika, die bereits in der Spätantike errichtet wurde.

In einem prächtigen Mosaik an der Front wird hier das «Schneewunder» abgebildet – der Legende nach soll die Jungfrau Maria dem Patrizer Johannes im Traum erschienen sein und ihm versprochen haben, seinen Wunsch nach einem Sohn zu erfüllen, wenn er an der Stelle, an der am nächsten Morgen Schnee liege, eine Kirche baue. Im Gedenken daran lässt man hier an jedem 6. August aus der Kassettendecke weisse Blütenblätter über die Gläubigen rieseln.

Nach jedem Auslandsaufenthalt kehrt Papst Franziskus als Erstes in diese Kirche zurück und betet vor der vermutlich ältesten Marien-Ikone der Welt. Die Vergoldung der Kassettendecke soll aus der ersten Lieferung stammen, die die indigenen Völker Lateinamerikas der Kirche geschenkt haben, eher weniger freiwillig.

Ich nutze die Gelegenheit zur Beichte. Auf Englisch. Entweder verstand der Beichtvater die Fremdsprache schlecht, oder ich habe mich missverständlich ausgedrückt, auf jeden Fall

brummt er mir als Sündenstrafe einen ganzen Rosenkranz auf.

Als ich Paul davon berichte, ist auch er von den Socken. «Hast du jemanden umgebracht?», fragt er mich. Dann beten wir gemeinsam den schmerzreichen Rosenkranz, während wir uns im Strassenverkehr auf die Suche nach einem Taxi begeben. Ich liebe Paul, diesen Veteranen unserer Zunft, der bei dem legendären Satireblatt *Pardon* begonnen hat und anschliessend jahrzehntelang aus Jerusalem und Rom für die Welt berichtete, ich liebe seine Mischung aus Anarchie und Frömmigkeit, die er selbst nach seinem Schlaganfall vor ein paar Jahren nicht verloren hat – im Gegenteil.

Pauls Wohnung liegt gleich hinter den Kolonnaden am Petersplatz, seine Frau Ellen hat gekocht, und nach einem üppigen Vier-Gänge-Menü (Salat, Pasta, Mozzarella, Dessert, Wein, Likör) zeigt er mir die Sensation, die er zuvor geheimnisvoll angedeutet hat.

Sie stammt aus dem Nachlass von Papst Benedikt – ein durchsichtiges Bild zwischen zwei dicken Plexiglasplatten. Es stand neben seinem Bett. Es ist das Antlitz Jesu, das sich nach der Kreuzabnahme in das Schweisstuch eingedrückt hat im Grab des Joseph von Arimathia. Das Schweisstuch wird in einer Kirche in einem Nest in den Abruzzen aufbewahrt, Paul hat ein Buch darüber geschrieben. Der verstorbene Papst hatte Manoppello besucht und lang vor diesem Tuch meditiert und gebetet.

Oft habe er in seinen letzten Tagen dieses Bild unter Plexiglas zur Hand genommen und es betrachtet, sagt Paul. «Signore ti amo» waren seine letzten Worte: Herr, ich liebe dich. Der katholische Glaube ist sehr konkret. In seinem Zentrum steht ein Mensch, der Gottes Sohn ist. Und ja, wir können, wir dürfen uns ein Bild von Gott machen.

Mir fällt in diesem Moment das Gespräch mit Martin Mosebach über die Ewigkeit ein und seine wunderbare Geschichte von dem alten katholischen Priester, der gefragt wurde, ob er Angst vor dem Tode habe. Der Priester antwortete: «Angst nicht, sondern – Lampenfieber.»

Schliesslich inniger Abschied. Und auf dem Rollband im Flughafen, mit einem letzten Blick auf die Vitrinen mit den Schätzen der Antike, stelle ich mir die Frage, wie ich nach diesen Tagen hellster Glaubensvernunft wieder in der geschichtsvergessenen deutschen Steppe mit ihren Kriegs-Irren und den Übergeschnappten der Klima-Ersatzreligion und ihren ordinären Ampelwaschlappen zurecht kommen soll.



Inniger Abschied: Paulinische Kapelle in der Vatikanstadt.

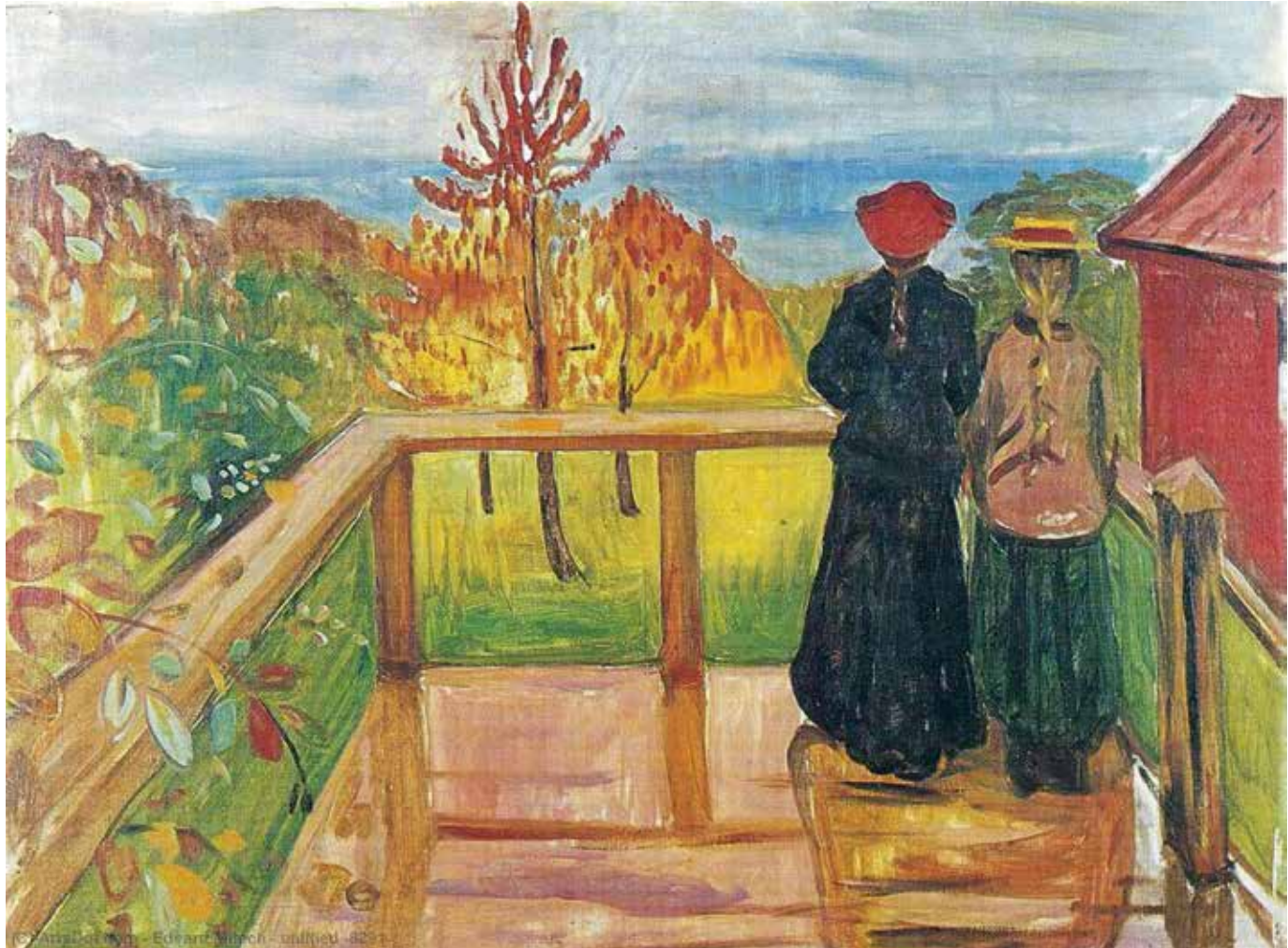


Matthias Matussek:
Das katholische Abenteuer:
Eine Provokation.
Goldmann, 2012.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

«Er besiegte den Schmerz,
indem er einfach
weitermachte
mit seiner Musik.»
Peter Kemper über B. B. King,
Seite 62



Bald kommt der längste Tag des Jahres.

Edvard Munch, Regen, 1902 – Ein Tropfen ist so leicht, er hat bloss ein Gewicht von 0,005 bis 0,03 Gramm. Schwer wird Regen erst, wenn er in unsere Seelen flutet. Wer weiss, wie viel Wasser in dem bald zu Ende gehenden Mai vom Himmel auf die Erde und in uns selbst fiel und kleinere und grössere Fluten von Trübsal fliessen liess.

Nur eine kleine Gruppe von Menschen konnte dem Regen einen kleinen Sonnenschein abgewinnen. Edvard Munch (1863–1944) wäre unter ihnen gewesen, unter all jenen Depressiven, die nicht gänzlich in sich selbst verloren sind, deren Seelenschmerz sich wie Wasserdampf in einer Wolke durch die Kälte

kondensiert, die so in sie dringt, dass sie unablässig auf sich selbst niederregnen.

Wenn auch die vermeintlich Nicht-Verwundeten ihre Flügel hängen lassen, fühlt sich der Entfremdete ein klein wenig und auch trügerisch eingebunden in ein ihm verlorengangenes Gemeinschaftsgefühl. So gesehen hatte der regnete Mai wenigstens etwas Gutes, und wahrscheinlich wird es so sein, dass, wenn der Mai statistisch ausgewertet ist, die Selbstmordrate im Vergleich zu einem von der Sonne beschienenen Wonnemonat wenig lebendig ausfallen wird.

Bald kommt der Juni, mit ihm der längste Tag des Jahres, und bald werden die meisten

von uns nicht mehr im Regen stehen, klamm und feucht unter einem schweren Himmel mit Wolken, die die Erde berühren und sie zu decken mit einer viel zu schweren Decke.

Dann wird das Sein zwar nicht so leicht wie ein Regentropfen, dafür ist es viel zu schwer, aber doch durchflutet von einer Unbeschwertheit, die nur die Depressiven als unerträgliche Last empfinden. Dann, im Juni, stehen wir da unter einem lichten Himmel voller Sonne, die den Trübsal austrocknet, so schnell, dass wir kaum mehr wissen, wie das war, die zusätzliche Schwere des Seins in der regenbogenlosen Lichtlosigkeit des Regens. *Michael Bahnerth*

Kunst der Selbstfindung

Henry David Thoreaus Aufruf zum zivilen Ungehorsam beeindruckte Mahatma Gandhi, Martin Luther King und Bill Clinton. Mit «Walden» schrieb er eine Aussteigerbibel.

Otto A. Böhmer

Henry David Thoreau:

«Walden oder Leben in den Wäldern».

Aus dem Amerikanischen von Emma Emmerich. Diogenes. 512 S., Fr. 29.90

«Über die Pflicht zum Ungehorsam gegen den Staat». Aus dem Amerikanischen von Walter E. Richartz. Diogenes TB. 96 S., Fr. 14.90

Mit dem Ruhm ist das so eine Sache. Macht er sich rar, bleibt die Hoffnung auf den Nachruhm, der sich jedoch, wie man aus Verstorbenenkreisen weiss, zugeknöpft zeigt und nachträgliche Beschwerden nicht mehr entgegennimmt.

Der amerikanische Schriftsteller Henry David Thoreau, geboren am 12. Juli 1817 in Concord (Massachusetts), hatte mit dem Nachruhm keine Probleme; er kam geradezu verschwenderisch über ihn. Abzusehen war das zu Lebzeiten nicht, denn Thoreau, einer der führenden Köpfe der Bewegung des amerikanischen Transzendentalismus, die sich vom deutschen Idealismus, englischer Romantik, aber auch von der Antike inspirieren liess, stand sich oft selbst im Weg.

Seine Manieren waren, vorsichtig gesagt, nicht die besten; schon die Begrüssung durch andere empfand er als Belästigung, und wer ihm die Hand gab, hatte das Gefühl, nach einem «Ast zu greifen», wie Thoreaus Mentor, der Philosoph Ralph Waldo Emerson, notierte. Dazu passte sein Äusseres, das der Dich-



ter Nathaniel Hawthorne («Der scharlachrote Buchstabe») so beschrieb: «Er ist sündenhässig, mit einer langen Nase und einem schiefen Mund, mit ungeschliffenen, etwas bäurischen Umgangsformen.»

Thoreau verstand es dennoch, für sich einzunehmen; er hatte eine Ausstrahlung, die von innen her kam und keinen Fremdzuspruch brauchte. Hawthornes Fazit: «Ein gedankenreicher und origineller Mensch, mit einer gewissen kompromisslosen Starrheit in seinem Charakter, die an einen eisernen Schürhaken erinnert und interessant ist, aber bei näherem und häufigem Umgang ziemlich ermüdend wirkt.»

Freund der Indianer

Thoreau versuchte sich zunächst als Lehrer, bekam jedoch Schwierigkeiten mit der Schulleitung, da er sich weigerte, an seinen Schülern «die unerlässliche körperliche Züchtigung auszuüben», die damals noch zu den pädagogischen Grundüberzeugungen gehörte. Danach gab er kurze Gastspiele in verschiedenen Berufen, wobei er nicht aus Überzeugung handelte, sondern nur, um über die Runden zu kommen.

Am besten erging es ihm noch bei Emerson, dem Cheftheoretiker der Transzendentalisten, der Thoreau als eine Art Hausmeister in Dienst nahm und ihm schliesslich ein Existenzmanöver ermöglichte, das seinen Nachruhm begründete. Im Juli 1845 bezog Thoreau eine Hütte am Walden-See, wo er zwei Jahre lang lebte, vordergründig auf sich allein gestellt, aber doch mit genügend Kontakten ausgestattet, um nicht ganz zu verwildern.

Die Zivilisation, der Thoreau insgesamt nicht so recht über den Weg traute, blieb in Reichweite: Der nächste Nachbar wohnte eine halbe Stunde entfernt, das Städtchen Concord konnte man bequem zu Fuss erreichen, ebenso die Eisenbahn, die man zwar nicht sah, aber hörte. Es war also kein Abschied von der bewohnten Welt, den Thoreau probte, sondern ein Selbstfindungsexperiment unter Anleitung der Natur. Das Buch, das Thoreau dar-



Amerikanischer Transzendentalismus.

über schrieb, heisst «Walden oder Leben in den Wäldern», verkaufte sich in fünf Jahren an die 2000-mal und wurde nach dem Tod des Autors zur Programmschrift für Naturfreaks und Aussteigerwillige.

Warum dem so war, hätte sich Thoreau nicht auf Anhieb erschlossen. Es ging ihm um eine Rückbesinnung; grüne Leitlinien, die sich theoretisch beschweren liessen, wollte er aus sei-

«Der Wissenschaftler meint, es stünde mir nicht zu, etwas anderes zu sehen als das, was er als Regenbogen definiert.»

nem Aufenthalt in Walden, den er nach zwei Jahren kurzerhand für beendet erklärte, nicht entwickeln. Die Natur, wie Thoreau sie sieht, verdient strikte Bewunderung: Sie «ist immerwährend schöpferisch und erfindet wie ein Handwerker in seiner Werkstatt neue Muster. Wenn die überhängende Fichte am Ufer durch die Kräfte der Sonne und des Windes, die an ihr



zehren, ins Wasser stürzt, werden ihre Zweige weiss und glatt und nehmen phantastische Formen an.» Naturwissenschaftler fühlten sich davon nicht angesprochen, weiss Thoreau; sie seien eher am eigenen Erfolg interessiert, für den sie auch die Ausbeutung der Natur in Kauf nähmen: «Bücher über die Naturwissenschaften sind im allgemeinen von irgendeinem Kanzlisten in Eile zusammengestoppelte Listen oder Bestandsaufnahmen von Gottes Eigentum. [...] Der Wissenschaftler meint, es stünde mir nicht zu, irgend etwas anderes zu sehen als das, was er als Regenbogen definiert, aber mir ist es gleichgültig, ob meine Vision eine Vorstellung im Wachzustand ist oder die Erinnerung an einen Traum.»

Thoreau gab sich zudem als Freund der Indianer zu erkennen; auch das nahmen die Leser, die «Walden» für sich entdeckten, wohlwollend zur Kenntnis. Der weisse Mann hatte den Verdrängungskampf gegen die Ureinwohner gewonnen, was ihn reich machte, seine Weltsicht aber unvorteilhaft begründete.

«Der weisse Mann kommt bleich wie der Morgen mit seiner Gedankenlast, mit seiner wie im zusammengeschrarten Feuer schlummernden Intelligenz, er weiss genau, was er weiss, er rät nicht, sondern berechnet, stark in der Gemeinschaft und der Obrigkeit gehorchend ...»

Dabei sieht er nur noch, was er sehen will; der Blick auf das Wesentliche ist ihm verstellt: «Er kann den ganzen wogenden Wald fällen, aber er kann mit dem Geist des Baumes, den er fällt, nicht Zwiesprache halten; er kann die Dichtung und die Mythologie nicht lesen, die sich in dem Masse zurückziehen, in dem er sich vorwärtsbewegt.»

Zeitlose Modernität

Das zweite Buch, das zu Thoreaus Nachruhm beitrug, ist «Über die Pflicht zum Ungehorsam gegen den Staat» und war noch folgenreicher als «Walden», da es ein nicht verhandelbares Misstrauensvotum gegen die Politik aussprach. Der Anlass für diese Streitschrift mutet eher belanglos an: Thoreau weigerte sich, eine Steuer

für den Staat Massachusetts zu zahlen, der daraufhin humorlos reagierte und ihn ins Gefängnis steckte, wo er jedoch nur eine Nacht blieb, weil seine Schuld von einer auf Diskretion bedachten Gönnerin bezahlt wurde.

Thoreau wollte sich allerdings von seiner Empörung nichts mehr abhandeln lassen und schwang sich schliesslich zu einer These auf, die eingängig war, aber erkennbare Schwierigkeiten aufwies, dem Realitätsprinzip gerecht

Politik war Thoreaus Sache nicht, er konnte mit ihr nicht viel anfangen, fand sie neuzeitlich überschätzt.

zu werden: «Wenn ein Mensch frei ist in seinen Gedanken, frei in seiner Phantasie und seiner Vorstellung, also in den Dingen, die nie für lange Zeit leblos bei ihm bleiben, dann können unkluge Herrscher oder Reformapostel ihm nie gefährlich in die Quere kommen.»

Überhaupt war die Politik Thoreaus Sache nicht, er konnte mit ihr nicht viel anfangen, fand sie neuzeitlich überschätzt: «Politik ist zwar eine lebenswichtige Funktion der menschlichen Gesellschaft, sollte aber wie die entsprechenden Funktionen des menschlichen Körpers unbewusst betrieben werden. Sie ist [...] eine Art vegetativen Lebens. Manchmal erwache ich zu einem halben Bewusstsein, dass sie sich um mich herum abspielt, wie jemand des Verdauungsprozesses gewahr wird, wenn er krank ist.»

Thoreaus Aufruf zum zivilen Ungehorsam, zu dem sich unter anderem Mahatma Gandhi, Martin Luther King und auch Bill Clinton bekannten, der 1998, nicht ohne Pomp, ein «Thoreau-Institut» in Concord eröffnete, ist von zeitloser Modernität; das Individuum, dem seine Sorge gilt, wird gerade heute von anonymen, freiheitsähnlichen Zwängen umgarnt und scheint gefährdeter denn je.

Henry David Thoreau starb am 6. Mai 1862 an Tuberkulose, was ein damaliger Nachrufschreiber irgendwie seltsam fand. «Eine Ironie des Schicksals», notierte er, «dass der Mann, der ein naturgemässes Leben führte, an Schwindsucht, der Geissel des zivilisierten Lebens, starb.» Von Thoreau kann man auch heute noch lernen: die Kunst begründeter Selbstfindung etwa, die bescheiden bleibt, weil sie sich in einem Höheren aufgehoben weiss.

Ein europäischer Zeitgenosse Thoreaus hat Ähnliches gedacht: Der dänische Philosoph Sören Kierkegaard schrieb dem Einzelnen, der anmassungsgefährdet bleibt, ins Stammbuch: «Indem das Ich es selbst sein will, gründet es durchsichtig in der Macht, die es gesetzt hat.» Bei Kierkegaard ist diese Macht Gott; Thoreau denkt sie sich eher als Natur, von der wir aber noch immer vermuten dürfen, dass sie von Gott womöglich gar nicht so arg weit entfernt ist.

Brückenbauer zur Rockmusik

Peter Kemper

Daniel de Visé: King of the Blues. Das Leben des B. B. King. Reclam. 697 S., Fr. 49.90

«Lucille hat mich einfach nie andere Musik spielen lassen als den Blues, und sie ist eine äusserst selbstbewusste Geliebte.» Seiner halbakustischen Gibson-E-Gitarre war B. B. King seit 1949 hörig. Damals trat er in einem kleinen Flecken namens Twist in Arkansas auf. Das Konzert hatte kaum begonnen, da gerieten zwei Männer auf der Tanzfläche aneinander. Als dabei eine riesige Petroleumlampe zu Bruch geht, steht das Gebäude Sekunden später in Flammen. Unter den Besuchern, die panisch ins Freie drängen, ist auch B. B. King.

Plötzlich fällt dem Gitarristen ein, dass er sein Werkzeug in dem brennenden Gebäude zurückgelassen hat. Weil er nicht genug Geld besitzt, um sich ein neues Instrument kaufen zu können, rennt er noch einmal in den Klub zurück. Gerade als er mit der Gitarre wieder herauskommt, stürzt das Haus ein und begräbt zwei Menschen unter sich. Später erfuhr King, dass die Schlägerei wegen eines Mädchens namens Lucille ausgebrochen war, und beschloss spontan, seiner Gitarre ihren Namen zu geben, um sich immer wieder daran zu erinnern, nie wieder so etwas Dummes zu tun.

Diese und viele andere Anekdoten finden sich in Daniel de Visés epischer Biografie, die gerade im Reclam-Verlag auf Deutsch erschienen ist. Der Pulitzer-Preisträger, der auch für die *Washington Post* schrieb, misst dem Brand in Twist musikhistorische Bedeutung bei: «In der Nacht, in der B. B. seine Gibson L-30 vermenschlichte und ihr den Namen Lucille gab, schubste er die populäre Musik in die Zukunft. Wo andere Gitarristen Tonleitern und Akkorde und Arpeggios vernommen hatten, hörte B. B. King eine Stimme. «Ich wollte einen Ton so lange halten wie ein Sänger», erinnerte er sich.» Da King es einfach nicht schaffte, die Bottleneck-Technik der Slide-Gitarristen zufriedenstellend zu beherrschen, entwickelte er sein weitschwingendes, kraftvolles Vibrato aus dem Handgelenk heraus. So konnte er die Saiten weinen oder jubilieren lassen.

Universität des Lebens

Geboren im September 1925, wuchs Riley B. King – seine Initialen B. B. leiteten sich erst Jahre später aus «Blues Boy» ab – in dem kleinen Nest Berclair im Herzen des Mississippi-Deltas auf. Sein Vater, ein armer Farmpächter, verliess die Familie bald, und King musste unzählige Meilen hinter dem Pflug auf den Baumwollplantagen zurücklegen – «einmal um die ganze Welt», wie er später zu sagen pflegte. Seine Mutter starb, als

er zehn Jahre alt war, und der Junge kam in den nächsten Jahren bei verschiedenen Verwandten unter. Seine Bildung blieb rudimentär, folglich musste er die harte Tour an der «Universität des Lebens» absolvieren. Sein Cousin, der legendäre Folk-Blues-Gitarrist Bukka White, förderte früh Kings Interesse am Gitarrenspiel.

Mit sechzehn kaufte sich King eine flammend rote Stella-Akustikgitarre, und schon bald zeigte er mehr Interesse an den sechs Saiten als an schulischen Leistungen. Wie viele Blues-Musiker vor ihm suchte auch King sein Glück im Norden. Doch zog es ihn nicht bis nach Chicago, sondern er blieb 1946 in Memphis hängen, wo er schon bald Auftrittsmöglichkeiten in lokalen Klubs fand und nach kurzer Zeit seine eigene fünfzehnmütige Sendung im Radiosender WDIA moderieren konnte. Seine Debüt-Single benannte er nach seiner ersten Ehefrau «Miss Martha King», die er in seinem Heimatort zurückgelassen hatte.

Anfeindungen und Demütigungen

Den Durchbruch erzielte er 1952 mit dem «3 O’Clock Blues», doch sein bekanntestes Stück wurde siebzehn Jahre später «The Thrill Is Gone» – eine lasziv-müde Meditation über verblasste Liebe und den Fluch des Älterwerdens. In jenen Jahren, die de Visé facettenreich durchleuchtet, hatte King seine Hauptanhängerschaft bereits in der Rockszene gefunden. Für den Biografen ist King der erste «Guitar Hero». Während der Blues in den Sechzigern bei der schwarzen Hörerschaft in den USA immer weniger Akzeptanz fand, erreichte der britische Blues-

Boom mit seinen Heroen Eric Clapton, Jeff Beck, Jimmy Page und Peter Green ein neues, breites Publikum, vornehmlich von langhaarigen weissen Zuhörern. Für King bedeutete dies wachsenden Ruhm und Wohlstand.

Obwohl King sich im Laufe seiner Karriere nur selten explizit gegen den alltäglichen Rassismus in den USA wehren sollte, fühlte er sich dennoch von den schon frühen Anfeindungen wegen seiner Hautfarbe tief getroffen. All die Demütigungen durch Polizeiwillkür, die alltägliche Segregation in den Tour-Hotels, die wiederholten Bombendrohungen hatten auch bei King ihre Narben hinterlassen. Doch de Visé schreibt: «King verschloss seine Wut tief in seinem Innern, verborgen hinter seinen ausdrucksstarken Augen.» Er besiegte den Schmerz, in-

Aus dem Handgelenk heraus konnte er die Saiten weinen oder jubilieren lassen.

dem er einfach immer weitermachte mit seiner Musik. Er war der Grossmeister des «Moving on», ein Virtuose der Beharrlichkeit.

Dabei verlief Kings Leben weitgehend frei von Skandalen. Der Mann hatte keine Feinde, galt als immer freundlich und fair, bezahlte seine Mitmusiker stets angemessen und hatte nach Einschätzung seines Biografen nur zwei Laster: die Spielsucht, die ihn Millionen kostete, und eine exzessiv ausgelebte Sexsucht, aus der eine Vielzahl unehelicher Kinder hervorgegangen sein



Glück in Memphis: Blues-Legende B. B. King.

soll. Nach der Schilderung eines Familienstreits während eines Thanksgiving-Dinners, bei dem fünfzehn seiner geschätzt zwei Dutzend Kinder anwesend waren, lässt de Visé eine Bombe platzen: «B. B. hätte in seinen Memoiren einräumen können, dass er unfruchtbar war. Stattdessen hielt er die Fiktion der Vaterschaft am Leben und warf seinen Ex-Frauen vor, sie wären nicht imstande gewesen, während ihrer Ehe Kinder zur Welt zu bringen.»

Überraschend bis zum Schluss

Das glänzend geschriebene Buch – mit einem Detailreichtum, der seinesgleichen sucht – verschweigt auch nicht, dass King sich in seinen letzten, von einer sich verschlimmernden Diabetes geprägten Lebensjahren oft dem Vorwurf ausgesetzt sah, er betreibe eine «Las-Vegaisierung des Blues», habe seine musikalische Integrität längst eingebüsst und wolle nur noch im Rampenlicht stehen: «An schlechten Tagen war der grosse Blues-Musiker nicht mehr imstande, einen Song ordentlich zu Ende zu bringen, geschweige denn eine ganze Performance durchzuhalten.» Und dennoch besass King auch da noch die Fähigkeit, mit einer einzigen zärtlichen Liebkosung seiner «Lucille» alle Erstarrung zu sprengen. Dann hatte man das Gefühl, er spiele das Stück zum ersten Mal und es handle sich um die definitive Version. King wusste zeit lebens genau: «Du kannst einem alten Hund keine neuen Kunststücke mehr beibringen. Er kann allenfalls versuchen, die alten Tricks in ungewohnter Weise vorzuführen.»



Brillante Nymphomanin

Dagmar Just

Ursula Voss: Bertrand Russell und Lady Morrell. Eine Liebe wider die Philosophie. Rowohlt Berlin. 176 S.

Als sie 1938 an den Drogenexperimenten eines Quacksalbers starb, der sich kurz darauf selbst umbrachte, war Lady Ottoline Morrell, was sie immer hatte werden wollen: berühmt. Der Ruhm war ihr Meisterstück. Wie ein Zauberer ein Kaninchen, schüttelte sie plötzlich im Jahr 1907 diesen Salon aus dem Ärmel und machte ihn binnen kurzem zu einer der grossen Attraktionen in Europas Kulturszene.

Unglaubliche dreissig Jahre lang empfing Lady Ottoline Morrell dort die kosmopolitischen Eliten aus Adel, Kunst, Politik und Wissenschaft – von Henry James und Winston Churchill bis Virginia Woolf und Bertrand Russell, John Maynard Keynes, Charlie Chaplin, Vaslav Nijinsky und T. S. Eliot, Katherine Mansfield, Cecil Beaton, D. H. Lawrence, George Bernard Shaw. Und nicht nur, dass sie ihr illustres Publikum verköstigte und vernetzte. Auf den Bühnen, die sie den anderen bot, spielte sie selbst ganz grosses Theater.

Ottoline Violet Anne Morrell war 34, seit fünf Jahren verheiratet und seit einem Jahr Mutter, als sie beschloss, ihr Leben zu ändern. Ein Kunstwerk sollte es werden, statt einfach nur weiterzufließen! Sehr schlank, sehr gross, mit kupferrotem Haar, wollte sie sich zum Mittelpunkt einer Clique brillanter Geister aufschwingen, die einander alle gegenseitig inspirierten. Aber anders als die It-Girls und Follower-süchtigen Influencerinnen von heute wollte sie ein Unikat sein: «Auch möchte ich nicht, dass jemand meiner Mode folgen wollte, denn mein grösstes Gefallen lag darin, dass alles einzigartig war.»

Also liess sie zwei Räume in ihrem Haus am Bedford Square nach einem Degas-Gemälde umtapezieren, entwarf Stickereien für neue Tischwäsche und Schnitte für neue Kleider, verschickte anfangs vor allem an die Politikerkollegen ihres Mannes Einladungen und öffnete an einem Donnerstag um Punkt 18 Uhr die Flügeltüren zu ihrem ersten Salon. Ihre wöchentlichen Soireen waren schon bald von brillanten Zeitgenossen genauso bevölkert wie die Maskenbälle, Scharaden, Picknicks und Mondscheinkonzerte, die sie wenig später in ihrem Park in Garsington veranstaltete. Ihre eigenen Auftritte waren spektakuläre «Events».

Manchmal «handelte sie, kleidete sie sich und sprach wie eine Figur aus der Renaissance» (Rosa Montero). Manchmal trat sie in voluminösen blassrosa Haremshosen mit riesigen, mit



«Alles einzigartig»: Lady Morrell.

Straussenfedern verzierten Hüten und doppelten Plateauschuhen auf. Fast alles, was sie auf dem Leib trug, war eine Eigenkreation und Handarbeit. Lange vor Vivienne Westwood und John Galliano hatte Ottoline Morrell offenbar bereits die anarchische Kraft der Mode entdeckt und sie mit dem Mut einer modernen Aktionskünstlerin öffentlich ausgestellt. Der Erfolg gab ihr recht: Das Publikum war beeindruckt. Bertrand Russell, Mathematiker, Philosoph und später Nobelpreisträger, verfiel ihrem Esprit mit Haut und Haar für mehrere Jahre. Während der junge Maler Henry Lamb, mit dem sie eine heftige Parallel-Affäre unterhielt, sie als Paradiesvogel zeichnete und als Priesterin malte.

Vorbild für «Lady Chatterley»

Ende der 1920er Jahre füllen die Ölporträts, Büsten und Fotos von ihr bereits eine eindrucksvolle Galerie. Dazu kommt die Phalanx der von ihr inspirierten literarischen Figuren: von D. H. Lawrences emanzipationssüchtiger «Lady Chatterley» und Virginia Woolfs flamboyanter «Mrs Dalloway» bis zu Lady Caroline aus Graham Greenes «Schlachtfeld des Lebens». Allerdings fallen die gleichen brillanten Freunde seltsamerweise in Briefen und Journalen gehässig über sie her. D. H. Lawrence karikiert sie in seinem Roman «Liebende Frauen» als bleiche, von Hass und Neid besessene Nymphomanin, «makaber, abstossend und wie von Drogen verseucht».

Der Verrat trifft sie schwer. Und es hätte sie vermutlich kaum getröstet, dass man heute das Gros ihrer avantgardistischen Roben im Mode-Museum von Bath aufbewahrt und dass die Londoner Stadtregierung 1986 an ihrem letzten Wohnort eine Gedenkplakette angebracht hat. Denn das Leben bestraft vielleicht den, der zu spät kommt, aber wer zu früh kommt, den bestraft es manchmal eben auch.



Doppeldeutigkeiten, in schöne Worte verpackt: Autor Jouhandeau.

Kollaboration mit dem Feind

Rolf Hürzeler

Marcel Jouhandeau: Die geheime Reise. Autobiografischer Roman und Reisetagebuch. Aus dem Französischen von Oliver Lubrich. DVB. 256 S., Fr. 33.90

Dieser Schriftsteller lockt mit Doppeldeutigkeiten, in schöne Worte verpackt: «Selbst das Grauen, das er mir einflösst, zieht mich an, und die Anziehungskraft steht der Angst am Ende nicht nach.» Das liest sich wie die Liebeserklärung an einen Unerreichbaren. Aber es steckt mehr dahinter, denn die Worte können auch als Bewunderung für eine totalitäre Ideologie verstanden werden – in diesem Fall für den Nationalsozialismus. Der französische Literat Marcel Jouhandeau (1888–1979) hat den Satz in seiner Novelle «Die geheime Reise» 1941 geschrieben, als die Wehrmacht Frankreich besetzte.

Verwedeln, verwischen und vertuschen – darin erweist sich Jouhandeau mit diesem Text als ein Meister. «Die geheime Reise» ist

deshalb für sich allein genommen kaum verständlich. In einer neu editierten deutschen Ausgabe erläutert nun der Übersetzer Oliver Lubrich die Umstände dieser mysteriösen Reise und entschlüsselt die Botschaft, die Jouhandeau seiner Leserschaft vermitteln wollte, sich aber nicht getraute. Der katholisch-konservative und antisemitische Schriftsteller liess sich von den Nationalsozialisten blenden und auf eine Schriftstellerreise durch Deutschland nach Weimar einladen. Auf der Tour verliebte er sich in einen der Reisetilnehmer, in den deutschen Offizier Gerhard Heller, der in Paris für die Überwachung der Literatur zuständig war.

Kein plumpes Pamphlet

Jouhandeau hatte somit zwei Gründe zur Geheimniskrämerei: seine Kollaboration mit dem Feind, der seine Heimat besetzt hielt, und seine uneingestandene Homosexualität. Jouhandeau war verheiratet und erwähnt seine Frau zu Beginn des Texts flüchtig mit ihrem Namen. Dies im Gegensatz zum Nationalsozialisten Heller, dem Ziel der Begierde, der lediglich als X auftaucht. Laut den Aufzeichnungen vollzogen die beiden Männer ihre Liebe nicht, obwohl sie sich ihrer Zuneigung gewiss waren: «Es gibt keine Notwendig-

keit mehr, sich zu versichern. Die Übereinstimmung ist vollkommen und verlässlich», schreibt Jouhandeau über dieses Verhältnis – oder vielleicht doch über den Faschismus?

Der heute weitgehend vergessene Jouhandeau veröffentlichte ein rundes Dutzend Romane, die meisten in der Nachkriegszeit. Anerkennung fand er bei der Literaturkritik, nicht aber beim Publikum. Zum Broterwerb arbeitete er als Lehrer an einer katholischen Schule. Tief verankert war sein Antisemitismus, zu dem er sich immer wieder bekannte.

Wie sehr er sich dem deutschen Regime angenähert hat, macht sein postum veröffentlichtes Reisetagebuch «Erinnerung an Deutschland» deutlich, das dem gleichen Band beigefügt ist. In diesen Notaten beschreibt Jouhandeau die Herbstreise vom Rheinland über Süddeutschland in Richtung Weimar, wo

Streckenweise erinnert man sich der Schreibabenteuer eines William Faulkner oder eines James Joyce.

er mit seinen Gefährten an einem nationalsozialistischen Schriftstellerkongress teilnahm. Er schwärmt von Deutschland, und am 22. Oktober 1941 erreichte er schliesslich mit seiner Gruppe das Innere der Macht: «Besuch bei Doktor Goebbels. Keine Selbstherrlichkeit. Den Ehrgeizigen spürt man keinen Augenblick [...] eine Intelligenz und ein Wille, wie sie selten sind.» Goebbels sagte in einer kurzen Ansprache, dass sich Europa entscheiden müsse «zwischen dem Bolschewismus und dem deutschen Bollwerk».

«Die geheime Reise» ist im Vergleich dazu kein plumpes Pamphlet eines Verbohrten. Der elegant geschriebene Text bedient sich vielmehr raffinierter Stilmittel wie etwa einer ausgefeilten «erlebten Rede». Er lullt seine Leser mit unwiderstehlichem Charme ein: «Ich glaube, jemanden zu lieben, bedeutet, den Weg zu einem geheimen, fabulösen Wesen gefunden zu haben.» Streckenweise erinnert man sich der Schreibabenteuer eines William Faulkner oder eines James Joyce. Immer wieder muss man sich die Umstände der «geheimen Reise» vergegenwärtigen und hat deswegen bei der Lektüre ein schlechtes Gewissen. Dem Autor selbst mag es ähnlich ergangen sein: «Wenn ich mich zu dieser Reise befrage, habe ich das Gefühl einer Verfehlung.»

Einer Verfehlung, für die Jouhandeau dereinst habe büssen müssen, sollte man meinen. Aber weit gefehlt. Die Novelle erschien erst 1949, zu einer Zeit, als Frankreich damit beschäftigt war, seine Bevölkerung in Kollaborateure und Résistance-Kämpfer aufzuteilen. Jouhandeau blieb weitgehend unbehelligt, selbst die sogenannte kritische Intelligenz rund um Sartre respektierte ihn.

Drei Würste für den Kronprinzen

Wolfgang Koydl

Alexander von Schönburg: Was bleibt, was wird. Die Queen und ihr Erbe. Piper. 240 S., Fr. 37.90

Man kann es kurz machen. Wer sich über die Queen und das britische Königshaus informieren will, hat die Qual der Wahl. Es gibt eine schier unüberschaubare Anzahl von Büchern. Man kann es sich aber auch leicht machen und Alexander von Schönburg lesen. Ein besseres, informativeres, prägnanteres und klügeres Buch zu dem Thema gibt es nicht. Ausserdem ist es gut geschrieben.

Letzteres darf man erwarten, denn Schönburg verdient sein Geld mit Schreiben. Er ist Journalist. Er ist aber auch Angehöriger uralten deutschen Adels – sein voller Name lautet Alexander Graf von Schönburg-Glauchau – und war mit Irina Prinzessin von Hessen verheiratet. Als Grossnichte von Prinzgemahl Philip stand sie somit auch ihrer angeheirateten Grosstante, Königin Elisabeth, nahe.

Vertrautheit mit der Königin

Das verschafft Schönburg einen unschlagbaren Vorteil gegenüber anderen Autoren. Er war häufig zu Gast in Schloss Windsor und im Buckingham-Palast, dinierte mit der Queen (auch im engen Familienkreis) und wechselte mehr als nur ein paar Floskeln mit ihr und mit anderen Mitgliedern der königlichen Familie.

Andere würden diesen Vorteil missbrauchen für einen indiskreten Blick durchs Schlüsselloch mit Klatsch und Tratsch und Sensatiönchen. Schönburg gerät gar nicht in diese Versuchung, und trotzdem profitiert der Leser von seiner Vertrautheit mit der Königin. Denn er liefert neue, unbekannte und erhellende Einblicke in deren Persönlichkeit, die man nur aus persönlicher Nähe gewinnen konnte.

Dabei ist sein Buch keine kritiklose Lobhudelei. Schönburg geht kritisch mit den Windsors ins Gericht. Dazu gehören Fehler der Königin beim Umgang mit ihrer Familie, aber auch

Andere würden diesen Vorteil missbrauchen für Klatsch und Tratsch und Sensatiönchen.

Zweifel an der weiteren Funktionsfähigkeit der Monarchie unter dem neuen König und im Zeichen des Bruderzwists von William und Harry. (Er reicht übrigens wohl bis in deren Kindheit zurück. Wenn Harry klagte, warum William zum Frühstück drei Würstchen bekomme und er nur zwei, hiess es: Weil er König wird.)

Manchmal wird Schönburg unverblümt direkt, etwa wenn er Prinz Andrew «ohne Übertreibung» den «mit Abstand dümmsten Menschen» nennt, dem er je begegnet sei. Oder wenn er Charles' Verschwendungssucht anspricht, die schon seine Mutter nervte. «Du weisst schon, dass diese Sachen Geld kosten», ermahnte sie ihn, als er einmal von einem Gassigehen ohne Leine zurückkehrte.

Aber Schönburg wirbt auch um Verständnis für die Mitglieder einer Familie, die sich diesen Platz ja nicht ausgesucht hätten. «In eine Königsfamilie einzuheiraten, ist ein Fehler», schreibt er. «In eine Königsfamilie geboren zu werden, eine Tragödie.» Er beschreibt die Zwänge, denen ihre Mitglieder unterliegen und aus denen Harry und seine Frau Meghan ausbrachen. Persönliches Glück gebe es

Haptik steigert den Lesegenuss!



bei Hofe nicht, schreibt er. «Eine Welt, in der nur die Fassade zählt, wäre für die meisten von uns die Hölle. Warum also nehmen wir es dann Meghan und Harry so übel, wenn sie sich dagegen auflehnen?»

Vielleicht, so Schönburg, täten die beiden schwarzen Schafe der Monarchie gar einen Gefallen. Mit der Queen wurde eine Welt zu Grabe getragen, die es so bereits längst nicht mehr gab. Schon Charles wird sie nicht mehr aufrechterhalten können, noch viel weniger William. Für eine erfolgreiche Revolution aber bedürfe es eines Anstosses von aussen – ganz im Sinne des berühmtesten Zitates des italienischen Romanciers Giuseppe Tomasi di Lampedusa: «Alles muss sich ändern, damit alles bleibt, wie es ist.» Lampedusa war übrigens Angehöriger des italienischen Hochadels. Er wusste wohl, wovon er sprach.



Die Bibel Linderung durch das Gebet

Darum bete jeder Getreue zu dir in der Zeit der Not; wenn gewaltige Wasser strömen, ihn werden sie nicht erreichen (Psalm 32, 6). – Als Notzeiten kann man sich fast unendlich viele Bedrängnisse denken. Die Not kann von aussen wuchten als Naturkatastrophe, Krieg oder Unterdrückung bis zum Sadismus. Sie kann im Kleinformat eine Lebensgemeinschaft verwüsten, wenn Zerwürfnisse, Scheidung und Brüche geschehen. Und ein Mensch kann sogar allein in Not geraten, zuweilen ohne dass es jemand bemerkt: Verzweiflung, Sinnlosigkeit, Depression. Nöte haben die Menschen stets wie Schatten begleitet, und vermutlich sind wir sogar mit einer empfindlichen Antenne dafür ausgestattet. Das technische Zeitalter hat Milliarden von Menschen von den Existenznöten entlastet. Dennoch scheinen die Sorgen um die Zukunft mächtig zu sein.

Wahr ist, dass Nöte weiterhin in der Luft liegen und Sorgen bereiten. Drücken sie auf die Seele, empfiehlt der Psalm das Gebet. Veraltet und naiv? Zumindest ist es nicht die gewohnte moderne Massnahme. Da wären Nöte zu beseitigen, nicht vor Gott zu bringen. Freilich zeigt sich gerade an den Beseitigungsbemühungen eine Schwierigkeit: Sie erzeugen neue Nöte. Das Gebet katapultiert mich in eine Gottesbeziehung. Die Psalmen reden weder vom isolierten Menschen noch vom isolierten Gott, sondern vom Verkehr und von der Beziehung zwischen ihnen. Dass es sinnvoll ist, Nöte zu lindern, steht ausser Zweifel, doch spielt der Aktivismus dem Menschen oft blöde Streiche. Dann nämlich, wenn er sich mit Scheuklappen in die Behebung von Nöten und Scheinnöten stürzt und übersieht, dass er dabei mehr verliert als gewinnt. Das Gebet öffnet den Horizont und das Augenmerk für die wahren Umstände: Das Leben auf dieser Erde stellt kein Schlaraffenland dar, ist aber mitsamt den Nöten reich gesegnet.

Peter Ruch

Lauter Dingsdas im All

Hinter dem Hype um «Guardians of the Galaxy» steckt eine gelungene Space-Operette.

Wolfram Knorr

Guardians of the Galaxy Vol. 3 (USA, 2023).
Regie: James Gunn. Mit Chris Pratt, Zoe Saldana, Vin Diesel, Bradley Cooper u. a.

Im «Land des Lächelns» mit dem «Vetter von Dingsda», den Mitzis und Gspusis und Schlawinern und Belamis im «Weissen Rössl» zu sitzen und moussierenden Schampus zu schlürfen, ist herrlich. Da hängt der Himmel voller Geigen. Wird der Schampus mit LSD versetzt, hängen nicht die Geigen am Himmel, sondern die Grisetten und Bonvivants, die ganze Operetten-Lustbarkeit, und entflucht weit in die Galaxie. Aus dem «Weissen Rössl» wird ein Schrott-Planet namens Knowhere, Kopfgeburt eines toten Überwesens, und in seinem Inneren sieht's dementsprechend aus: Rumpelkammer-mässig, und die Dingsdas sind ausgefreakte Alien-Vagabunden, durch magellanische Speed-Wolken schwebend. Eine andere Erklärung ist, angesichts eines Baum-Mannes, der aus einer humanoiden Baumrinde mit Rindenkopf besteht, aus dem die Borkenkäfer geflohen sind, beim besten Willen nicht möglich. Auch Kugelkopf Groot, Irokesenschnitt-Maschine-Mensch Kraglin, Hund Cosmo, Mantis, Drax, Nebula, Waschbär Rocket, allesamt Glam-Punkrock-Trödeleien, wie aus veratztem Stuck gehauen, können nur die Ausgeburten eines wilden Trips sein.

Das All ist nicht leer

Keine Frage: Wir befinden uns in der Space-Operette «Guardians of the Galaxy», dem hanswurstiadiischen Ableger der Superhelden-Riege aus dem Hause Marvel. Sie erwies sich vom Start weg als so erfolgreich, dass ein zweites Sequel folgte (es soll das letzte sein, mal abwarten). Das All ist nicht leer, sondern eine bengalisch-ockerkegelige Mixtur aus Bumerang-verdrehter Niki-de-Saint-Phalle-Ästhetik, «Wizard of Oz»-Zugedröhntheit und Jeff-Koons-Glitzer-Kitsch. Ein Tummelplatz für Primadonnen wie Iron Man, Thor, Captain America et cetera ist es jedenfalls nicht. Marvel hat sich mit seinen Superhelden in eine

Bildungsstätte für Erhabenes gemeldet, was – ausser bei Hardcore-Fans – nicht unbedingt auf Gegenliebe stösst. Der neue Super-Ernst, mit dem sie wie himmlische Heerscharen den Weltuntergang verhindern, wirkte zusehends nur noch (unfreiwillig) albern. Vor allem, wenn sie mit Güte im Blick der Menschen mögliches Unglück bedenken. Dann sind sie gefährlich nahe am Schwanenritter Lohengrin auf seinem Schwimmvogel. Abhilfe war also nötig. Um die Marvel-Fans aber nicht zu vergraulen, griff

*«Eine leise Schwermut»,
so Egon Friedell,
«ist die Lasur aller Kunst.»*

man auf die Reservebank, nach bisher nicht verwendeten, eingepökelten Figuren. Die Comic-Autoren Dan Abnett und Andy Lanning entwickelten und erweiterten das Kabinett der Figuren, um sie vom Pathos der Heroen und vom Weihrauch, der sie zunehmend umgab, abzugrenzen. Marvel war ja nicht der einzige Superhelden-Klub, der seine Mitglieder zur Ernsthaftigkeit verdonnert hatte.

Den Anfang machte die Konkurrenz DC-Comics mit ihren «Superman» und «Batman»-Filmen. Christopher Nolan hob mit seiner «Batman»-Trilogie den Himmels-Rambo in hamletsche Höhen, wo die Luft für den

gemeinen Superhelden-Fan dünn wird. Der Erfolg gab ihm recht, was sofort Konkurrent Marvel mobilisierte. «Eine leise Schwermut», so Egon Friedell, «ist die Lasur aller Kunst.» Die Produzenten der Kerle in Ganzkörper-Trikots wollten Kunst, auch wenn die «Lasur» eine Neigung zum Kitsch bekam. Und weil das Hamletsche, das Problem-Edle der Superkerle überhandnahm, musste ein Gegengewicht her, eine vorsichtige Rückkehr zu den Wurzeln, dem komischen Trash.

Mit dem Sidekick-Figuren-Umfeld à la Dan Abnett und Andy Lanning war das tragbar. Im Zentrum musste natürlich ein Held bleiben, Chris Pratt. Das Konzept mit den «Guardians of the Galaxy» erwies sich als verblüffend geistreich. Auch wenn in der Galaxie nicht gesungen und getanzt wird, die operettentypische Tändelei funktionierte. Der Kultur-Zuchtmeister Theodor Adorno sprach einst über die Operette das Machtwort vom «kalkulierten Schwachsinn», worauf die Gesangs-Klamotte zum tingelnden Tourneetheater verkam. Das Kinogewerbe rettete sich ins Musical. Klamotten wie «Blues Brothers» oder «Ghostbusters» fehlte das Tandaradei der «Dingsda»-Vettern, das die Guardians in beschwingte Fantasy überführt haben. Und so wie sich einst das Operetten-Personal im Walzertakt in den Himmel voller Geigen drehte, bewegen sich die Grunge-Aussenseiter am Rande des Nichts, als seien sie durch eine Gravitations-Kollision aus der Halterung gebollert.

Super-Gummibärchen

Regisseur und Co-Autor der «Guardians» ist James Gunn, der sein Handwerk in der aberwitzigen Independent-Bude Troma lernte. In der entstanden Machwerke wie «Surf Nazis Must Die» oder «Frog Monster From Hell». Wer noch nie einen Troma-Film gesehen hat, dem dürfte einiges vom Kino-Spektakulum entgangen sein. Gunn habe, heisst es, im Revier von «Star Wars» und «Star Trek» gewildert. Mag sein; gross aber bleibt der Einfluss von Troma, von den spitzen und qualmenden Termitenhügel-Vulkanen und Milchstrassen-grellen Sterne-Verwirbelungen der ersten «Guardian»-





Trick-und-Requisiten-Völlerei: «Guardians of the Galaxy Vol. 3».

Filme bis zum giftfarbenen Pudding, durch den die Tapferen im neuen Sequel müssen wie durch ein Super-Gummibärchen. Chaos bricht natürlich mit Adam Warlock aus, einem Superheini aus dem Marvel-Helden-Zirkus, der wie eine Flipperkugel raketenschnell, Kopf voran, sich durch Knowhere fräst, den Rückzugsort der Guardians. Die Hohepriesterin Ayesha, die von den Guardians übers Ohr gehauen wurde, hat ihn beauftragt. Sie will Rocket, den putzigen Waschbär. Hinter dieser grässlichen Mänschenschaft steckt der *evil scientist* High Evolutionary; er hält sich für Gott.

Das ist natürlich eine Anmassung. Quill, also Chris Pratt, der versoffen seiner Verflossenen nachgreint, muss mit den Lumpazivagabundi sich sofort auf den Weg machen, um Rocket, ihren genmanipulierten Kopfgeldjäger-Waschbären, wieder zurück in ihre «Familie» zu holen. Was auf dem Weg zu Evolutionary über den Syndikatschef Stakar Ogord, den mit sichtbarem Vergnügen Sylvester Stallone verkörpert, folgt, ist Trick-und-Requisiten-Völlerei vom Irrsten. Wie ein ausgerasteter Pfannkuchen gaukeln und gurgeln, spritzen und brutzeln die Guardians in ihrem Raumschiff durch einen Planeten – oder was immer das ist – wie durch einen giftfarbenen Wackel-

pudding und landen schliesslich, nach allerlei butterklecksartigen Orten, beim bösen Wissenschaftler, auf dessen Schultern ein Kopf wie mit Nagellack lasiert sitzt. Der Lasierte, der sich für einen Gott hält, hat als Beweis seiner Fähigkeiten ein Gegenstück zur Erde geschaffen. Es

*Es ist das Highlight des Films:
Alles ist fast spiegelgleich,
nur die Menschen nicht ganz.*

ist das Highlight des Films: Alles ist fast spiegelgleich, nur die Menschen nicht ganz – sie sind humanoide Schweine oder Ziegen. Keine allzu schlechte genetische Umgestaltung.

Eine einzige grelle Revue

Allerdings salzt Gunn seine Acid-Odyssee eine Spur zu stark mit einer Parallelhandlung: der Vita des Waschbären, der vom *evil scientist* von klein auf für Tierversuche missbraucht und so zur Genmanipulation hergerichtet wurde. Für jeden Superhelden-Schlemmer ist das ganz grosses Tragik-Kino mit Ansage und Tierwohl-Engagiertheit. Und die Hardcore-Fans kriegen sich kaum ein vor Mitgefühl («Herzzerreissende Szenen, die besonders an die Nieren gehen»)

und verweisen dann auf «Avengers: Endgame», wo ja auch die Tränen flossen. Sich radikal kunterbuntem Firlefanz hinzugeben, wagt Marvel dann eben doch nicht. Was schade ist, denn das dritte Abenteuer der Galaxien-Wächter ist genau aus diesem Grund zu lang. Eines teilt der «Guardians»-Hype mit einem anderen, der ebenfalls seine Fans in Euphorie versetzt: mit «Fast & Furious»; auch im 10. Film um die Family von Dominic Toretto (Vin Diesel) geht's um Emotionen, Vater-Sohn-Gefühle, eingekocht mit einer Hymne auf den fossilen Brennstoff, die sich ins Surreale geschraubt hat. Aber bei allem Irrsinn wird eine Haftung, eine Erdung, betont. Der Wahnsinn soll nicht durch die Decke und das Publikum vergrätzen. Der Rückgriff auf die Familie, aufs Emotionale, gibt Halt.

Morbider Glamour, choreografierter Taumel, eine einzige grelle Revue, verwirbelt mit Wokeness, Diversität, Multikulturalität; alles ist heterogen. Es geht bei den «Guardians of the Galaxy» drunter und drüber. Der wilde Tanz (oder gar Ritt) auf dem (galaktischen) Vulkan vor dem Hintergrund von Krieg, Zukunftsängsten und Klima macht den Erfolg aus, wie einst die leichte Muse ein Stück Lebensqualität in unsicheren Zeiten suchte. Deshalb bleiben, wie eh und je, auch bei den Guardians Gefühle so wichtig.

Fernsehen

Moderatorin spielt russisches Job-Roulette

Oliver Schmuki

Kulturplatz: Künstliche Intelligenz. 3. Mai, SRF

Allgemeinplätze sind unvermeidbar, wenn man über das Thema der Stunde spricht: künstliche Intelligenz. In dieser Spezialsendung von «Kulturplatz» etwa war zu hören: «KI ist eine Herausforderung für die Demokratie.» – «Die Büchse der Pandora ist geöffnet.» – «Der Default-Zustand wird sein: Alles wird falsch sein.» Ansonsten wurde es erfrischend konkret. Dafür sorgte ein interessanter Plot-Twist: Moderatorin Nina Mavis Brunner bat auf Geheiss einer (gefakten) SRF-KI Satiriker Patrick Karpiczenko, an ihrer Stelle durch die Sendung zu führen: «Du übernimmst – aber auch die Verantwortung.»

Logisch, sprang Karpi auf den Auftrag wie ein Cockerspaniel auf einen Gummiknochen: «Meine Arbeit oszilliert seit Jahren zwischen Kultur und Technologie.» Es folgte ein Streifzug durch Kultur, Politik und Nachrichten. Karpi unterhält sich mit Schlagzeuger-Legende Jojo Mayer («Meine Idee, Musik mit einer Maschine zu machen, ist [...], mein Denken zu erweitern») und Moritz Zumbühl von der Agentur Feinheit («2023 ist vielleicht das Jahr, in dem die Realität kollabiert»); er konfrontiert Balthasar Glättli mit Bildern, die ihn als Demonstranten im brennenden Paris zeigen («Es ist mächtig gefährlich»), ermöglicht es der Autorin Simone Meier, mit der Protagonistin einer ihrer Romane zu parlieren («Es ist wahnsinnig durchschaubar»), und er demonstriert, dass eine dreiminütige Stimmprobe genügt, um eine Software mit Mavis Brunners Stimme auf Englisch sprechen zu lassen.

Menschen, so Brunner, würden künftig nicht durch KI ersetzt, sondern durch Menschen, die damit umgehen können. Insbesondere dann, ist man versucht anzufügen, wenn man ihnen den eigenen Job auf dem Silbertablett reicht.



«Vielen Dank für das Interview. Möchten Sie vielleicht noch jemanden grüßen? ...»



Erste Marathon-Frau: Kathrine Switzer am Lauf in Boston, 1974.

Ausstellungen

Wie 42,195 Kilometer den Erdball eroberten

Jürg Altwegg

Free to Run: En route pour le marathon de Paris 2024. Musée Olympique, Lausanne. Bis 3. März 2024

Der Gepard ist das schnellste Tier auf Erden. Nur Fliegen ist schneller – ein Falke im Sturzflug erreicht eine Geschwindigkeit von 300 km/h. Im freien Fall übertraf der Extremsportler Felix Baumgartner beim Sprung aus der Stratosphäre die Schallgeschwindigkeit.

Schneller, höher, stärker: Auch im Zweikampf und beim Springen sind uns die Vierbeiner überlegen. Selbst gegen einen Elefanten müsste sich Usain Bolt im Wettlauf sehr anstrengen – der Ausgang ist ungewiss.

Citius, altius, fortius: Kein Tier strebt nach mehr oder weniger sinnlosen Rekorden und rennt zehn Kilometer. Von ihm unterscheidet sich der Homo sapiens durch seine Ausdauer und seine Hartnäckigkeit. Die Langstrecke ist menschlich – aber erst der Marathon macht den zivilisierten und freien Menschen aus. Den Beweis führt das Olympische Museum in Lausanne mit seiner Ausstellung «Free to Run».

Weltweites Ritual

Der Erste, der ihn rannte, war der Grieche Pheidippides. Er lief 490 vor unserer Zeitrechnung die 42,195 Kilometer nach Athen, überbrachte die Kunde vom Sieg gegen die Perser in Marathon und brach tot zusammen. Als sportliche Disziplin wurde der Marathon vom französischen Linguisten Michel Bréal für die ersten Olympi-

schen Spiele der Neuzeit 1896 in Athen erfunden. Die Ausstellung «Free to Run» hat der Sporthistoriker und Dokumentarfilmer Pierre Morath kuratiert, den eine Verletzung der Achillessehne an der Olympiateilnahme in Atlanta gehindert hatte. Sie ist multimedial, immersiv, auch pädagogisch. Den Marathon definiert Morath mit Churchills Kriegsverheissung «Blut, Schweiß und Tränen». Einen Schwerpunkt setzt er beim Kampf der Frauen gegen das «patriarchalische System». Morath zeigt, wie das Laufen zum gesellschaftlichen Phänomen wurde und der Marathon die Städte eroberte. Heute werden die populären Langstreckenrennen oftmals für einen guten Zweck gelaufen.

Wer die gelungene Inszenierung besucht, deren Eintritt gratis ist, sollte sich die permanente Ausstellung nicht entgehen lassen. Sie zeigt die völkerverbindende Dimension des olympischen Dorfs und erschliesst die Faszination, die von den Zeremonien ausgeht. Olympische Spiele sind das weltweite Ritual par excellence. Über die Bildschirme flimmern mitreissende Sequenzen vom Einmarsch der Athleten mit den Flaggen ihrer Nationen. Charles de Gaulle, 1968 in Grenoble, Leonid Breschnew, 1980 in Moskau – seine Spiele wurden wegen des Einmarschs in Afghanistan von den USA boykottiert –, und Ronald Reagan, vier Jahre später in Los Angeles, hielten Reden, die nie in die Geschichte eingingen. Hitlers Olympia in Berlin und Leni Riefenstahls Film über das «Fest der Völker» bleiben in Lausanne ausgeklammert.

Anfang Februar letzten Jahres eröffnete Xi Jinping die Winterspiele von Peking. Das olympische Feuer entzündete eine Uigurin. Der chinesische Staatschef benutzte den Anlass zum Gipfeltreffen mit Putin, der sich an das antike Ideal hielt: Die Griechen unterbrachen für die



Pop Glücksgefühl mit Weltschmerz

Thomas Wördehoff

Everything But the Girl: Fuse. Virgin Records

Die Ansage der Gattin kam plötzlich: «Actually, babe, do you know what? I think I want to stop now.» Es war irgendwann gegen Ende des Jahrtausends, als Tracey Thorn ihrem Gemahl mitteilte, dass nun Schluss sei mit dem Leben als Popstars. Nach langen Jahren als Geheimtipp hatte das Paar einen Riesenhit eingespielt, der sich weltweit monatelang in den oberen Chart-Positionen festgekrallt hatte – nun waren sie hip und hatten ausgesorgt. Jetzt, so eröffnete Thorn dem perplexen Ben Watt, wolle sie endlich Familie, Kinder, Privatleben.

1983 hatten die beiden das Projekt «Everything But the Girl» ins Leben gerufen und ein Jahr später geheiratet. Über zehn zähe Jahre wurde das Duo von der Fachpresse beständig als Geheimtipp getätschelt, das verlässlich Songwriter-Handwerk vom Feinsten präsentierte. Die Musik der beiden liess sich all die Zeit über nur schwer einhegen. Irgendwo zwischen Elektropop, Squeeze und Christine McVie hatten EBTG ihr eigenes unverwechselbares Terrain gefunden, immer abwechslungsreich, immer britisch – und übrigens auch 2023 keineswegs Schnee von gestern. Mitte der Neunziger entdeckte der New Yorker Produzent und DJ Todd Terry schliesslich das eher gemächliche «Missing» mit dem eingängigen Chorus («like the deserts miss the rain»), mischte den Track neu als treibende House-Nummer ab, und raketengleich schoss das Ding samt der LP «Amplified Heart» weltweit durch die Decke. Hello Superstars – goodbye Geheimtipp.

Must für Musikfans

Doch 1999 war unwiderrufflich Schluss. Fast ein Vierteljahrhundert lang zogen Thorn und Watt ihre Kinder gross, schrieben – jeder für sich – mehrere (immer lesenswerte!) Bücher, produzierten andere Künstler und spielten dann und wann (immer hörenswerte!) Soloplaten ein. Das Thema «Everything But the Girl» war Popgeschichte.

Gegen Ende der Corona-Zeit meldete sich ausgerechnet bei Tracey Thorn die reizvolle Erinnerung an die längst abgeschlossene EBTG-Periode wieder heftiger. «Jünger werden wir nicht mehr, du kannst so was einfach nicht ewig aufschieben», erklärte die inzwischen 61-jährige kürzlich dem *Guardian*. Und so begaben sich die Eheleute Thorn & Watts vor einem Jahr zunächst zögernd ins heimische Studio und nahmen das Unternehmen «TREN» (aus Tracey und Ben zusammengesetzt) in Angriff,

um die möglicherweise zu hohen Erwartungen an EBTG zu dämpfen. Eine Sorge, die sich als unbegründet herausstellte. Irgendwann stieg Rauch auf – nach 24 Jahren meldete sich «Everything But the Girl» mit einem neuen Album zurück.

«Fuse» katapultiert den reiferen Fan zunächst einmal zurück in den Synthiepop der neunziger Jahre. Deutlich sind die Echos von Spandau Ballet, Eurythmics und New Order zu vernehmen, doch Vorsicht: Dies ist kein graumeliertes Retroprojekt für die Familienkasse betagter Hipster. Die EBTG-Wiedergeburt sauste zwar genauso flugs in die Charts wie die Vorgänger, doch die Songs sind auch lange nach der einstigen Auflösung wieder von

Ohne emotionales Gedöns werden da die Alltagstraurigkeiten des Lebens verhandelt.

herausragender Qualität. Vor allem ist da nach wie vor die Stimme von Tracey Thorn, deren warme, anrührende Direktheit immer noch diese relaxte Wahrhaftigkeit verströmt, so dass tatsächlich wieder Suchtgefahr besteht.

Wer in hundert Jahren Näheres über die Befindlichkeit dieser Tage in Mitteleuropa erfahren will, sollte (das sei in die Zukunft geraten) unbedingt die Musik von EBTG hören: Ohne emotionales Gedöns und *never ever* treuherzig (etwa wie Ed Sheeran auf seinem neuen Album) werden da die Alltagstraurigkeiten des Lebens verhandelt – wie nebenbei und wunderbar beiläufig. Dazu noch eine frische Brise Elektro-Space (man könnte meinen, Brian Eno hätte mal reingeschaut), mit einem gewissen Glücksgefühl und zartem Weltschmerz versetzt, macht das Album zum Must für Musikfans.

Spiele ihre Kriege, Putin lancierte seinen Angriff, als sie vorbei waren. Die Scheinheiligkeit gehört zu ihnen, seit sie der französische Aristokrat Pierre de Coubertin wiederaufleben liess. Ihm ging es um die Ertüchtigung der französischen Jugend als Vorbereitung auf die Revanche nach der Niederlage von 1871 gegen Bismarck, der das Deutsche Reich im Spiegelsaal des Schlosses von Versailles begründet hatte. Paris war als Gastgeber 1900 und 1924 schon wieder an der Reihe.

Seither mussten die Franzosen hundert Jahre auf Sommerspiele warten. Den Marathon können sie nicht noch einmal erfinden. Aber sie haben sich einiges einfallen lassen. Vom Rathaus aus geht es zum Schloss von Versailles. Der historische Aufhänger des Abstechers ist der Marsch der Frauen im Oktober

Erst der Marathon macht den zivilisierten und freien Menschen aus.

1789. Zum Ziel wurde der Invalidendom mit Napoleons Grab auserkoren. 42 Kilometer als Resümee der Französischen Revolution.

Auf der gleichen Strecke findet zuvor am 3. März ein «Marathon für alle» statt. Die Lausanner Ausstellung wurde als Prolog konzipiert: «Free to Run, auf dem Weg zum Paris-Marathon 2024». Zu den Veranstaltungen, die sie begleiten, gehören zwei jeweils über acht Wochen laufende Trainings für Anfänger. Der Geschichte und dem Zeitgeist huldigt auch die olympische Dramaturgie: Um die Medaillen laufen die Männer einen Tag vor den Frauen, deren Marathon den grandiosen Abschluss und Höhepunkt der Olympischen Sommerspiele 2024 bilden wird.



Kunst

Renoir und Monet: Duell der Giganten

Rolf Hürzeler

«Im Bad der Farben – Renoir und Monet an der Grenouillère». Sammlung Oskar Reinhart «Am Römerholz», Winterthur. Bis 17. September

Zwei junge Männer sitzen an der Seine und malen *en plein air* – mit Staffelei, Pinseln und Farbe unter offenem Himmel. Die beiden beobachten das muntere Treiben der Damen und Herren aus dem nahen Paris am Badeort «La Grenouillère», die sich hier verlustieren. Die Künstler

Wir schreiben das Jahre 1869. Die Freunde Monet und Renoir sehen sich in einer materiell prekären Lebenslage. Monet hatte Schulden, konnte für seine Frau Camille und den gemeinsamen Sohn nicht aufkommen. Er fand für seine Kunst keinen Markt, der Salon de Paris lehnte seine Werke immer wieder ab. Noch schlimmer waren damals die Verhältnisse von Auguste Renoir, der später behauptete, in jener Periode gehungert zu haben. Das hinderte die beiden nicht daran, an ihren Überzeugungen festzuhalten und auf Kompromisse zu verzichten – Monet noch radikaler als Renoir. Beide waren ihrer Zeit voraus, hatten aber noch keinen Markt gefunden.

Gleichzeitig hatte sich das französische Bürgertum nach der Revolution und den Na-

poleonischen Kriegen als bestimmende gesellschaftliche Schicht etabliert. Wer etwas sein wollte, musste sich auf dem Parkett der Bourgeoisie zeigen, und dazu war ein Badeort wie die Grenouillère am Unterlauf der Seine ideal. Sie liess sich mit der eben gebauten Eisenbahn von Paris aus leicht erreichen. Sie war weit genug entfernt, um sich der Hemmungen zu entledigen. Ein findiger Kleinunternehmer hatte zudem ein Café, einen Bootsbetrieb und Badehäuschen für Vergnügungen aller Art eingerichtet. Ein Bonmot besagte damals, dass viele «Pariser Damen die Grenouillère alleine aufsuchten und zu zweit zurückkehrten». Gesellschaftliche Barrieren zwischen den Geschlechtern und sozialer Stellung waren niedrig. Davon zeugt ein munterer Kupferstecher in der Ausstellung unter dem Titel der «Donnerstagabend-Ball», der das frivole Allogria dokumentiert.

Nahezu identische Perspektive

Dieses wird den beiden Compagnons Renoir und Monet aus finanziellen Gründen verwehrt geblieben sein. Genau das prädestinierte sie indes zu scharfen Beobachtern: Sie malten die Demoiselles und Messieurs auf einem kleinen Laufsteg, der vom Flussufer zu einer Art Lustinsel mit einem einzigen Baum führte. Hier konnte man sich finden, hier kam man sich nahe. Renoir und Monet wählten eine nahezu identische Perspektive, wie eine geometrische Skizze in der Schau dokumentiert. Prima vista sind die beiden Bilder deckungsgleich. Bei näherem Hinschauen zeigen sich indes Unterschiede, zumal Monet die Landschaftsmalerei besser beherrschte als Renoir, der dem figürlichen Malen näherstand. So setzte er auf eine kühnere Farbgebung, während Monets Pinsel-



Gleich, doch anders: «Grenouillère» von Monet...

sind noch keine dreissig Jahre alt und heissen Pierre-Auguste Renoir und Claude Monet. Sie suchen neue Ausdrucksformen der Malerei, um ihre Eindrücke möglichst unverfälscht wiederzugeben. Entstanden sind zwei Ölgemälde, die gleich und doch anders sind.

Das Bildpaar «La Grenouillère» von Renoir und «Am Badeplatz von Grenouillère» von Monet ist nun erstmals im direkten Vergleich zu sehen. «Im Bad der Farben» heisst eine neue Ausstellung in der Sammlung Oskar Reinhart am Winterthurer Römerholz. Die Schau zeigt neben den beiden zentralen Werken das damalige künstlerische Umfeld, in dem diese entstanden sind: die mit dem Aufkommen der Fotografie neue Suche nach der Darstellung einer subjektiv empfundenen Wirklichkeit. Renoir und Monet erkannten, wie individuell sich die Wahrnehmung künstlerisch umsetzen liess. Es war die Suche nach einer eigenen, persönlichen Wahrhaftigkeit.



... und in der Version von Renoir (beide 1869).

strich bestimmender war, wie sich vor allem bei der Wiedergabe des Flusswassers zeigt.

Schon 1869 stand ein zumindest vorläufiges Ende der Frivolitäten an. Zwar verlieh der damalige Kaiser Napoleon III. der Örtlichkeit mit einem Besuch höhere Weihen. Just dieser Kaiser zettelte ein Jahr später den Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 an, der mit einer krachenden französischen Niederlage endete. Monet flüchtete nach London, um nicht eingezogen zu werden. Renoir meldete sich freiwillig zum Dienst und erkrankte schwer an der Ruhr. Da war die Romantik der «Grenouillère» längst vergessen.

Serien

Indiana Jones und die Psycho-Revoluzzer

Marc Bodmer

Shrinking: 1. Staffel, mit Jason Segel, Harrison Ford und Jessica Williams auf Apple TV+

Es geht hoch zu und her im Swimmingpool von Jimmy. Drogen, Alkohol und Prostituierte. Seit dem Tod seiner Frau vor einem Jahr steckt der Witwer in einem Sumpf aus Selbstmitleid und Schuldgefühlen. Auch die Beziehung zu seiner Teenager-Tochter ist ihm entglitten. Sie orientiert sich vielmehr an der neugierigen Nachbarin Liz, die sich als Ersatzmutter anbietet.

Man könnte erwarten, dass Jimmy sein Leben schneller in den Griff bekommen würde, arbeitet er doch als Psychologe zusammen mit der quirligen Gaby und Obermuffel Paul, dem die Gemeinschaftspraxis gehört. Doch wie so oft ist Selbsterkenntnis nicht gerade um die Ecke. Vollends verkaterst schleppt sich Jimmy in die Praxis, wo eine gestresste Patientin auf ihn wartet. In seinem Delirium rät er ihr, ihren – sie nicht wertschätzenden – Mann zu verlassen. Falls sie das nicht tue, könne sie nicht länger zu ihm in die Therapie kommen.

Menschgewordener Pudding

Von seinem erpresserischen Ansatz beflügelt, stilisiert sich Jimmy zu einer Art Psycho-Revoluzzer empor und bietet als Nächstes seinem neuen Patienten Sean eine Bleibe bei sich zu Hause an. Der junge Kriegsveteran fühlt sich schnell provoziert und prügelt Leute zu Brei. Wer möchte ihn nicht bei sich einquartieren?

Dem Treiben seines Schützlings schaut Paul mit Sorge zu, doch auch er hat seine Baustellen. Er ist an Parkinson erkrankt, was zusehends seine motorischen, gelegentlich aber auch geistigen Fähigkeiten beeinflusst. Doch während Jimmy in seiner Verzweiflung Vollgas gibt, hat Paul sich eine harte Schale mit einigen Dornen zugelegt, mit der er seinen zunehmend fragile-

ren Kern beschützen will. Unter dieser Taktik leidet seine erwachsene Tochter, die nichts von seiner Krankheit weiss.

Zwischen diesen schrägen Kerlen flattert Gaby wie ein bunter Vogel. Sie umgibt eine positive Aura aus Empathie und Fröhlichkeit, doch der Schein trügt. Sie hat sich kürzlich von ihrem Mann scheiden lassen und hat noch ziemlich daran zu nagen. Doch während die Herren der Schöpfung eine eher selbstzerstörerische und bisweilen schrullige Verhaltensweise an den Tag legen, wählt Gaby einen konstruktiveren Weg.

Nachdem Harrison Ford, der den grummeligen Paul spielt, das Drehbuch zu «Shrinking» gelesen hatte, soll er zu dessen Autor Brett Gold-



Facettenreich: Ford (l.), Segel.

stein gesagt haben: «Das beste Skript, das ich je gelesen habe. Beste Dialoge überhaupt.» Dass Goldstein, bekannt als bärbeissiger Coach Roy Kent in der Feel-good-TV-Serie «Ted Lasso», nicht einfach eine nette Geschichte in der «Late Show with Stephen Colbert» erzählt hat, beweist das Engagement Fords. Noch nie zuvor hat der Mann, der als Indiana Jones Nazis vermöbelte und in «Star Wars» dem Imperium den Krieg erklärte, eine Rolle im Fernsehen angenommen. Und: Seine Spielfreude trägt massgeblich zum Genuss von «Shrinking» bei.

Doch die Comedy-Serie lebt vom Ensemble und von den «Oh, shit»-Momenten, die nach einem freudigen Lacher diesen nicht selten zum Verstummen bringen. Jason Segels Jimmy ist ein Mensch gewordener Pudding, ein glibberiger Haufen Selbstmitleid, der verzweifelt versucht, die Beziehung zu seiner Tochter zu kitten, und dabei stets zu dick aufträgt. Facettenreich ist die Darbietung von Jessica Williams als flamboyante Gaby. Sie schillert zwischen nerviger Tusse, kumpelhafter Mutterfigur und sexy Freundin mit gewissen Vorzügen. Harrison Ford wirkt bei all dem Psycho-Chaos wie ein Fels in der Brandung und verpasst keinen Moment, um nicht einen knochentrockenen Kommentar dazu abzugeben. «Shrinking» – ein wahre Freude!

Jazz

Musik ist Musik, that's it

Peter Rüedi

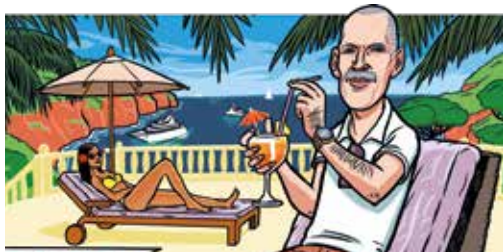
Mathias Rüeegg: The Blue Piano.
Lotus Records LR22063/64CD

Zeit seines Lebens war er ein Tänzer auf dem Grat zwischen den musikalischen Gattungen, ja zwischen den Künsten. Im Zentrum der Arbeit von Mathias Rüeegg stand das Vienna Art Orchestra (VAO), das er 1977 gründete und bis 2010 leitete, ein vielfarbiger Verband von solistischen Potenzen, auf deren Stimmen hin er seine mitreisenden, intelligenten und tiefgründigen Arrangements schrieb. Seine «klassische Bildung» war dabei immer mit die Basis für das, was er als «zeitgenössisch» verstand. So suchte er auch immer wieder die Zusammenarbeit mit klassischen Musikern und «Formaten». Nach dem Ende des VAO war ein Zentrum seiner Arbeit die mit der Sängerin Lia Pale (der 1985 geborenen Julia Pallanch), mit der er auf vier Alben das Kunstlied («Le Lied») aus dem Geist des Jazzsongs neu interpretierte: Schubert, Schumann, Brahms, Händel.

Nun hat er sich und uns zu seinem siebzigsten Geburtstag gewissermassen «The Rüeegg Songbook» geschenkt, das allerdings nicht so heisst und zum kleineren Teil Lia Pale und diese Verbindung von Kunstlied und Jazz präsentiert. Das Doppelalbum heisst «The Blue Piano». Was nichts mit Blues zu tun hat, sondern mit einem Gedicht von Else Lasker-Schüler. Es ist eine der achtzehn mit grossem Gespür ausgewählten literarischen Vorlagen, die Rüeegg für seine Vertonungen in *an almost classical mode* und die Präsentation durch ein junges Duo, die Pianistin Soley Blümel (*2008!) und den Bariton Benjamin Harasko (*1995), auswählte. Teils gewichtige, teils originell entlegene Trouvaillen, musikalisch in einem nur selten und behutsam modern angeschärften Neo-Romantizismus umgesetzt. Eine Auswahl davon wird in der Folge für Pale, Rüeegg selbst am Piano und die bekannte Band plus Solisten arrangiert. Die zweite CD («The Advantage of Writing Music») enthält Mozart-, Liszt- und Satie-Bearbeitungen respektive Variationen und ein Stück für die Pianistin Sabina Hasanova umgeschriebene Theatermusik. Plus, als jüngste Eigenkompositionen, «Five Figures out of My Dream», dem erstaunlichen Jungtalent Soley Blümel zugewidmet.

«The Blue Piano» ist, wenn wir ihm denn glauben wollen, Rüeeggs Abschied von dem von ihm zunehmend als feindlich erfahrenen Musik-Business. Nicht sein Abschied von der Musik, hoffen wir. Über «The Blue Piano» hat er ein Zitat seines Schutzheiligen Duke Ellington gesetzt: «Music is music, that's it.»

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

MvHs Reichtumsstufenleiter

Mark van Huisseling

Sind Leute mit sehr grossen Vermögen anders als du und ich – oder haben sie einfach bloss mehr Geld? F. Scott Fitzgerald soll geantwortet haben: «Die Reichen sind anders.» Und Ernest Hemingway soll erwidert haben: «Ja, sie haben mehr Geld.» Fitzgerald, der den Roman «Der grosse Gatsby» geschrieben hat, verkaufte seine Bücher zu Lebzeiten nicht sehr gut und war entsprechend einkommensschwach; Hemingway dagegen stammte aus einer berühmten Familie und war einer der Bestseller seiner Zeit. Ohne sich mit den beiden Riesen-Hommes-de-Lettres zu vergleichen, natürlich, hat Ihr Kolumnist auch was dazu beizutragen.

Sie kennen sicherlich die Maslowsche Bedürfnishierarchie, auch als «Bedürfnispyramide» bekannt. Bloss kurz zur Auffrischung, auf der untersten Ebene befinden sich die physischen Bedürfnisse: Luft, Wasser, Nahrung et cetera. Nach deren Erfüllung wollen Sicherheits- sowie soziale Bedürfnisse befriedigt werden, Gesundheit, Arbeit, Wohnung, gefolgt von Familie, Freundschaft, Gruppenzugehörigkeit. Schliesslich Stufen vier und fünf – Individualbedürfnisse, dann Selbstverwirklichung, also Erfolg, Freiheit und zuletzt das Ziel, das eigene Wesen völlig zur Entfaltung zu bringen.

Etwas weniger verbreitet ist (bis jetzt jedenfalls) die MvHsche Reichtumsstufenleiter, auch «Vermögenshackordnung» genannt; sie kommt mit einer Ebene weniger aus, zählt bloss vier Stufen. Zuunterst sind die sogenannten Kleine-Leute-Wünsche, das Bedürfnis zum Beispiel, einen Fussballmatch im Fernsehen zu verfolgen oder einen Gebrauchtwagen zu besitzen. Gefolgt von Mittelschichts- respektive Prokuristenambitionen, etwa Fussballspiele im Stadion mitzuver-

folgen/Zugang zu Knallermatches über Bezahl-TV-Sender sicherzustellen oder ein neues Auto von einer Premiummarke zu besitzen. Es folgen Grosse-Leute-Ziele, an das Champions-League-Finale zu gehen, in der VIP-Lounge der Arena zu sitzen, inklusive *meet and greet* mit Spielern und dem Coach, beziehungsweise sich einen Supersportwagen leisten zu können (oder sogar eine *customized* Sonderanfertigung). Auf der obersten Sprosse der Leiter endlich sind die Billiard-Bedürfnisse – der eigene Fussballmeisterklub respektive die Automarke im Familienbesitz.

Persönlich, also aus eigener Kraft, habe ich Stufe zwei (Mittelschichts- respektive Prokuristenambitionen) sowie ab und zu Stufe drei (Grosse-Leute-Ziele) erklommen. Aufgrund meiner zu Herzen gehenden, geistreichen Wesensart – oder allenfalls dank meines Berufs und der damit verbundenen Ausstrahlung – nehmen mich ab und zu Bekannte mit auf Stufe vier (man sagt, es sei einsam *at the top*, da ist was dran). Weshalb ich auf eine Art den Nutzenzuwachs miterleben kann, den das Erreichen der höchsten Vermögenshackordnungsebene stiftet. Und zum Schluss komme: Er ist abnehmend. (Einverstanden, wer sich an den Stoff des Volkswirtschaftslehre-Grundkurses erinnert, wusste das schon – das erste Gossensche Gesetz vom abnehmenden Grenznutzen.)

Zurück zum Einstieg. Sind Leute mit grossem Vermögen anders als du und ich – oder haben sie einfach bloss mehr Geld? Hat Fitzgerald («Die Reichen sind anders») recht? Oder Hemingway («Ja, sie haben mehr Geld»)? Fus-

Hat Fitzgerald («Die Reichen sind anders») recht? Oder Hemingway («Ja, sie haben mehr Geld»)?

send auf den Sprossen meiner Reichtumsleiter holt Team Hemingway den Punkt. Ich bin aber auch der Ansicht, das Streben von einzelnen Menschen nach mehr – inklusive eines grossen Vermögens – diene der Gemeinschaft und also allen. Deshalb muss ich auflgliedern: Es ist bestimmt was anderes gefühlsmässig, wenn man ein Goal des einem gehörenden Fussballklubs beklatscht oder den im eigenen Werk gebauten Wagen lenkt, als bloss neben dem Besitzer zu sitzen. Plus: Geben ist schöner als nehmen, sagt man. Was Reiche, die reichlich geben (und davon gibt's einige), bestätigen.

Wovon wir es bis hierher noch nicht hatten: Eigentum verpflichtet auch. Wie viel Spass bereitet ein erzielt Tor beziehungsweise ein gelenkter Wagen, wenn einen der Ligaerhalt oder die Herstellung viel Geld kostet? Oder wenn der Klub nicht gewinnt, sondern absteigt respektive jedes hergestellte Auto das Familienvermögen schmälert?

Reich zu sein, hat viele Vorteile, bestimmt. Reiche Freunde zu haben, ist auch nicht schlecht. Und mit Sicherheit weniger anstrengend.



UNTEN DURCH Konkurrenzkampf in der Nacht

Linus Reichlin

Mein Freund Bruno und ich kamen spät abends aus einer Kneipe, und da stand ein Mann, der sagte: «Bitte Spende für Schlafen.» Bruno schaute auf die Uhr und sagte: «Zum Schlafen ist es noch zu früh.» Ich hingegen sagte zu dem Mann: «Du lerne erst mal anständig Englisch bevor betteln!» Dann gingen wir weiter, aber nach ein paar Schritten sagte Bruno: «Der arme Kerl. Wir haben uns benommen wie Idioten!» Ich sagte: «So ist eben die Welt: voll von gemeinen Kerlen. Sollen wir jetzt etwa zurückgehen und ihm ein Bett kaufen?» «Er wollte ja nur eine Spende», sagte Bruno und ging tatsächlich zu dem Mann zurück, um zu spenden. Jetzt kam ich mir natürlich wie der gemeinste Mistkerl vor, und wenn ich nicht mit diesem Gefühl ins Bett gehen wollte, musste ich auch spenden. Und zwar mehr als Bruno. «Wie viel?», fragte ich Bruno, als er zurückkam. «Zehn», sagte Bruno. Also ging ich zu dem Mann und drückte ihm einen Zwanziger in die Hand. Er sagte: «Oh! Thank you! Thank you! God bless you!» Ich sagte: «Gott lässt sich nicht

von meinen Handlungen täuschen!» So. Und danach gingen Bruno und ich noch in unseren Lieblings-Nachtklub. Dort spendeten wir auch, aber diesmal für einen guten Zweck, nämlich für tiefe Ausschnitte.

Aber man glaubt es nicht, draussen vor dem Nachtklub, als wir rauskamen, stand wieder derselbe Mann und sagte: «Bitte Spende für Notschlafen.» Als er mich wiedererkannte, fügte er hinzu: «Please.» Bruno sagte: «Okay, aber mehr als fünf gibt's diesmal nicht.» Ich sagte: «Spinnst du? Er hat doch schon dreissig gekriegt von uns!» «Dreissig», sagte Bruno, «dann hast du ihm ja zwanzig gegeben!» Ich sagte: «Ja, ungefähr», und Bruno sagte: «Aber ich darf ihm dann nicht mal fünfzehn geben? Ich zeig' dir jetzt, wie viel ich dem gebe! Nämlich so viel, wie es mir passt!» Bruno zog eine Fünfzigernote aus der Briefftasche und drückte sie dem Mann in die Hand. «Oh, God loves you», sagte der Mann, «God bless you so much!» «Shut up», sagte ich, «hier Deutsch, deutsche Schweiz!» Der Mann nickte und sagte: «Wenn wolle, ich Französisch, Italiano, alle Sprache!» «Für 85 Franken spreche ich auch Italienisch», sagte ich, und da begann der Mann zu weinen. «Alles so schwer, so schwer für mich», sagte er, «non sono un cane!» «No», sagte Bruno, «no, tutto bene. Don't worry, be happy!» Mir kräuselten sich die Fingernägel: Bruno sah doch, dass der Mann nicht happy war! Ich sagte: «Hör mit diesem Happy-Gesülze auf! Alles, was dieser Mann braucht, ist Geld!»

Ich hatte zum Glück vor der Sauftour am Bankomaten Bargeld rausgelassen, weil ich nicht wollte, dass auf meiner Kreditkartenabrechnung der Name des Nachtklubs auftaucht. Folglich hatte ich noch einen Hunderter, den ich dem Mann zustecken konnte. Jetzt weinte er noch mehr, er sagte: «Too much, so viel ich kann nicht bete für Sie!» «Zünden Sie eine Kerze an, das reicht mir», sagte ich, und zu Bruno sagte ich: «Komm jetzt, lass uns von hier verschwinden!» Aber Bruno war stocksaure. «Verschwinden kannst du allein», sagte er, «mir reicht es jetzt!» Bruno warf mir vor, dass ich dauernd Konkurrenzkämpfe mit ihm führe, immer der Bessere, Erfolgreichere, Innovativere sein wolle. «Und jetzt demütigst du mich auch noch», sagte Bruno, «vor diesem Bettler hier! Jetzt denkt er, dass ich nicht so viel spenden kann wie du! Stimmt's, das denken Sie doch», sagte er zu dem Mann, «è quello che pensi, non

è vero?» «No, no», sagte der Mann, «no, Sie viel spende, you give a lot!» «Ja, zum Teufel, das tue ich!», sagte Bruno und zerrte zwei Hunderter aus seinem Portemonnaie. Ich blieb ganz ruhig. Ich dachte nur: Der Klügere gibt nach, der Esel bleibt stehen. Aber dann sagte ich zu dem Mann: «Sie bleiben hier stehen!» – und ging nochmals zum Bankomaten.



FRAUEN Jennifer Lopez, Dreifachbedrohung Julie Burchill

Fragt man sich, welche Menschen einem am wenigsten bemitleidenswert erscheinen, steht Jennifer Lopez weit oben auf der Liste: Sie ist übernatürlich schön, unsagbar reich und eine der seltenen Dreifachbedrohungen (Sängerin, Schauspielerin und Tänzerin von Weltklasse) im Showbusiness. Doch auf den Paparazzi-Fotos neulich, die sie ohne Make-up zeigten und dabei, von ihrem neuen Ehemann Ben Affleck angeschrien zu werden, da sah sie aus wie ein schüchterner Teenager mit seinem herrschsüchtigen Freund. Sie kabbeln sich auf dem roten Teppich und zanken in Autos – kein Jahr nach ihrer Hochzeit wird das Ende von «Bennifer II» vorausgesagt, knapp zwanzig Jahre nachdem sie sich zum ersten Mal entzweit hatten. Zu Beginn ihrer Karriere heiratete sie Männer, die weniger berühmt waren als sie; auf deren Höhepunkt gab sie Sean Combs, Alex Rodríguez und Marc Anthony den Laufpass. Keiner scheint zu ihr gepasst zu haben, so, wie es einst von Margaret Thatcher hiess: «Kein Mann ist ihr ebenbürtig.»

Es muss schwierig sein, mit J. Lo Schritt zu halten: Sie wird angetrieben durch ihre Herkunft aus der Arbeiterschicht und ihren Ehrgeiz, sich durchzusetzen in einem Gewerbe, in dem Latina-

Schauspielerinnen nicht als Stars, sondern nur als Beigemüse galten. Dank Selbstdisziplin und harter Arbeit vermochte sie die Klischeeschranken zu durchbrechen: Als erste Latina erhielt sie eine Million Dollar für ihre Hauptrolle im Film «Selena». Mit 53 sieht sie genauso gut aus wie mit 23.

Als Starlet äusserte sie sich freimütig und keck: In ein und demselben Interview tat sie Salma Hayek ab – «Sie ist eine Sexbombe und spielt entsprechende Rollen. Ich kann ganz Verschiedenes. Sie behauptet, man habe ihr die Rolle in «Selena» angeboten. Das ist schlicht gelogen» –, Gwyneth Paltrow – «Manche Leute bringen es indirekt zu Ruhm. Ich habe mehr über sie und Brad Pitt gehört als über ihre Arbeit als Schauspielerin» – und Madonna – «Halte ich sie für eine grosse Performerin? Ja. Halte ich sie für eine grosse Schauspielerin? Nö. Schauspielen ist mein Fach, und wenn Leute sagen: «Das kann ich auch», dann sage ich: «He, du spuckst auf mein Metier.»

Je grösser ihr Ruhm wurde, desto mehr schwanden ihre Freimütigkeit und ihr Humor. Affleck und sie wirken in Videos und Filmen wie hirnlose Apostel ihrer Privatreligion. Lopez vertritt mittlerweile die gleichen öden linken Ansichten wie die Hollywood-Elite, über die sie sich einst mokiert hatte, und sie ist Mutter eines Kindes, das, wie es heute schick ist, genderneutral erzogen wird. Doch zur totalen Langweilerin wird sie nie verkommen: Noch immer steckt in ihr der streitlustige Teenager aus der Bronx, der an die Liebe glaubt, aber noch mehr an sich selbst. Und ihr Status ist so blendend, dass jeder Mann, der die exquisite Luft ihres Boudoirs atmet, ob er nun Kellner oder Hip-Hop-Mogul sei, letztlich nur als «Plus eins von Jennifer Lopez» in die Geschichte eingehen wird. Sie ist eben ein Star.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



«Ich habe dir immer gesagt: Investiere nicht in diese außerplanetarischen Anlageformen...»



THIEL

Indien

Gesundheitsminister: Wie werden sich die Massnahmen gegen die Pandemie auf die indische Bevölkerung auswirken?

Religionsminister: Ich fürchte, die Massnahmen werden gegen Ende des Jahrhunderts in unseren Slums eine wahre Bevölkerungsexplosion verursachen.

Gesundheitsminister: In diesem Fall sollten wir die Massnahmen noch einmal überdenken.

Religionsminister: Es liegt nicht an unseren Massnahmen, sondern an den Massnahmen des Westens.

Gesundheitsminister: Die Massnahmen des Westens sollen Auswirkungen auf unsere Slums haben?

Religionsminister: Sehr dramatische sogar.

Gesundheitsminister: Aber wieso nützen unsere Massnahmen denn nichts?

Religionsminister: Unsere Massnahmen sind viel zu locker, als dass sie einen Einfluss auf die zukünftige demografische Situation in den Slums haben könnten.

Gesundheitsminister: Warum verschärfen wir denn unsere Massnahmen nicht?

Religionsminister: Weil wir die Slums nicht noch zusätzlich vergrössern wollen.

Gesundheitsminister: Aber die Massnahmen im Westen sollen unsere Slums vergrössern?

Religionsminister: Natürlich erst in rund fünfzig Jahren.

Gesundheitsminister: Wie das denn?

Religionsminister: All die westlichen Politiker, welche mit ihren Massnahmen so viel Leid verursacht haben, und all die Manager der Pharmaindustrie, welche so viel Schaden angerichtet haben und damit auch noch reich geworden sind, werden ja wohl oder übel gegen Ende dieses Jahrhunderts in unseren Slums wiedergeboren werden.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Wie Gott in Frankreich

Das grösste Schloss in der Provence steht zum Verkauf. Dass es noch existiert, ist ein Wunder.



Die Rettung kam im neuen Jahrtausend: Château de la Verdière im Südosten Frankreichs.

Es gab Zeiten, da hausten bloss noch etwa hundert Tauben im Château de la Verdière. Wenn man bedenkt, wer sonst schon dort gewohnt hat, ist das bemerkenswert. Im Jahr 980 errichtete die Familie de Castellane die Festung. De Castellane ist eines der berühmtesten Adelsgeschlechter aus der Region. Nachdem die provenzalische Burg den Ventimilles gehört hatte, ging sie erneut an das Haus de Castellane. Während des Ancien Régime fiel sie durch die Heirat von Aymare de Castellane mit Vincent-Anne de Forbin-Maynier in den Besitz der Familie de Forbin. Diese sorgte unter anderem dafür, dass sich die Provence Frankreich anschloss.

Vor Kummer gestorben

Louis-Roch de Forbin d'Oppède liess die Burg siebzehn Jahre lang zu dem Prachtbau modellieren, wie er heute noch steht: Er verwandelte das Anwesen auf dem Hügel in ein veritables Lustschloss – unter anderem mit einer 40 Meter langen Terrasse, 22 Salons und einem 30 Meter langen Ballsaal. Im Zuge der Französischen Revolution plünderten die Ortsbewohner das Château. Berichten nach sei de

Forbin am 18. November 1789 auf dem Weg nach Paris vor Kummer gestorben, als er vom Schicksal seines Schlosses erfuhr. Die neue Regierung versprach demjenigen, der es abreißen würde, 30 000 Francs. Dies geschah zum Glück nicht, denn sonst wären die darunterliegenden Wohnhäuser in Mitleidenschaft gezogen worden. Dieses Risiko wollte niemand eingehen. Das Schloss überstand Europas Kriegsjahrhunderte praktisch schadlos, dem drohenden Zerfall setzte aber niemand etwas entgegen.

Neuer Glanz

Der letzte Marquis de Forbin verkaufte es 1985 einem Antiquitätenhändler, der es aber bloss ausschaltete und es danach vermodern liess, wie es heisst. Die Rettung kam 2003. Frédéric Champavère kaufte die ehemalige Festung, die nun bloss noch ein Taubenschlag war, restaurierte sie mehrere Jahre lang und brachte sie wieder zum Glänzen.

Seit Anfang Mai steht das Château de la Verdière mit seinen 50 Zimmern, 5000 Quadratmetern und 365 Fenstern zum Verkauf. Christie's International Real Estate schrieb das Schloss für 18 Millionen Euro aus.



VIP-Musikreise Brandenburg/Lübeck

Musik liegt in der Luft

Lassen Sie sich von der Schönheit und Eleganz Brandenburgs und Schleswig-Holsteins verzaubern, und tauchen Sie ein in eine Welt voller Tradition und Leichtigkeit. Auf Stadtrundgängen sowie Ausflügen ins Grüne und an die malerische Küste erleben wir die Faszination dieser einzigartigen Regionen. Klangvoll untermalt wird die neuntägige Reise von den unvergesslichen Darbietungen talentierter Musikerinnen und Musiker aus aller Welt.

Das Abenteuer beginnt in der prächtigen Residenzstadt Potsdam, einst Herz des preussischen Königreichs. Das beeindruckende Ensemble aus achtzehn Schlössern und wunderschönen Parkanlagen ist ein wahres Fest für die Sinne. Wir logieren im exklusiven «Precise Resort» am Schiellowsee in Werder und lassen uns unter anderem von Sol Gabetta in der Staatsoper Unter den Linden und von «Romeo & Julia» im Theater des Westens begeistern. Aufregend wird unser Ausflug in den geheimnisvollen Spreewald. Auf einer idyllischen Rundfahrt erleben wir die geheimnisvollen Flussverzweigungen der Spree. In Berlin begeben wir uns auf eine Zeitreise in die Welt der Spionage während des Kalten Krieges.

Weiter geht es in die bezaubernde Hansestadt Lübeck in Schleswig-Holstein. Hier erwartet uns das «Schleswig-Holstein Musik Festival», das seit Jahrzehnten zu den Highlights der Musikszene zählt. Hier haben wir das Privileg, weltweit bekannte Musikerinnen und Musiker an ungewöhnlichen Orten zu erleben. Auf Abstechern in die Holsteinische Schweiz machen wir uns vertraut mit

der faszinierenden Gegend mit den Herren- und Gutshäusern, idyllischen Fischerkaten und den weiten Stränden der Ostseeküste.

Musikgenuss pur

- «Romeo & Julia» im Theater des Westens
- Sol Gabetta in der Staatsoper Unter den Linden, Sommerkonzert mit einer argentinisch-französischen Cellistin
- Shakespeares «Sommernachtstraum!» auf Gut Hasselburg
- Musikalische Geburtstagsparty: Daniel Hope und Ensemble Amarcord in Grosshansdorf
- Konzert für Mandoline und Orchester: Avi Avital und Academy of St Martin in the Fields

Lassen Sie sich diese Rarität nicht entgehen. Alle Leistungen sind im Preis inbegriffen. Sie brauchen keinen einzigen zusätzlichen Franken.

Anmeldeformular unter www.weltwoche.ch/platin-club.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Musikreise Brandenburg/Lübeck

Reisetermin:

12. bis 20. Juli 2023

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Berlin, Hamburg–Zürich
- Transfers und Ausflüge mit Bus
- Alle Übernachtungen in Erstklasshotels
- Frühstückbuffet, Mittag- und Abendessen
- Musical im Theater des Westens, Berlin
- Sommerkonzert in der Staatsoper Unter den Linden Berlin
- 3 Konzerte im Rahmen des «Schleswig-Holstein Musik Festivals»
- Getränke zu den Hauptmahlzeiten: Wein/Bier, Kaffee/Tee
- Reiseleitung ab der Schweiz / Medizinische Begleitung
- Alle Trinkgelder
- Informations-Treffen vor Abreise mit Mittagessen

Preis (pro Person im DZ):

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 7280.–

Für Nichtabonnenten: Fr. 7580.–

Einzelzimmerzuschlag: Fr. 590.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 041 666 57 57 oder per E-Mail an sarnen@wirztravel.ch. Bitte Stichwort «Weltwoche Platin-Club» angeben.

Veranstalter:

Wirz Travel, 6060 Sarnen
wirztravel.ch

www.weltwoche.ch/platin-club



Beehrt: Die Walliser Sängerin Sina erhielt ihren zweiten Stein.



In Stimmung:
Jodelstar Hansjürg Freund.



Freunde: die Sänger Remo Forrer und Luca Hänni.



Best Live Act: Büetzer Buebe Gölä (Marco Pfeuti) und Trauffer (Marc A. Trauffer).



Mitten im Geschehen: Sänger Michael von der Heide (Zweiter v. l.) mit Ehemann und Designer Willi Spiess (l.), Sänger Seven und Sängerin Naomi Lareine.

BEI DEN LEUTEN

Strahlend in Zug

Musiker aus dem ganzen Land strömten in die Bossard-Arena zu den Swiss Music Awards.

André Häfliger

Emotionale Lobesreden und überglückliche Gewinnerinnen und Gewinner: Auch in diesem Jahr wurde das Musikschaftern der letzten zwölf Monate gebührend gefeiert. Hochkarätig waren die Live-Auftritte: unter anderem von **Joya Marleen**, **Ilira**, **Andryy**, **Loi** sowie **Baschi**, der in Begleitung seiner Ehefrau **Alana Netzer** (Tochter von Fussballidol **Günter Netzer**) kam. Für Gänsehautmomente sorgten **Argyle** und **Chiara Castelli** mit ihrer gefühlvollen Ballade «Rain». Charmant und witzig die Moderation: **Marco Fritsche** («Bauer, ledig, sucht ...») und **Anni-na Frey** (ehemals «Glanz & Gloria») gaben alles.

Mundart-Queen **Sina** überzeugte in der Kategorie «Best Female Act» und konnte sich nach der Lebenswerk-Ehrung vor vier Jahren ihren zweiten, gut zwei Kilo schweren Betonklotz sichern. «Ich wusste, dass es ein ganz guter Abend werden wird. Ich bin total happy», so die 56-jährige Walliserin. Der Basler Popmusiker **Zian** nahm den Award als «Best Male Act» entgegen. Als «Best Breaking Act» überzeugte der Appenzeller Balladensänger **Marius Bear**. Der «Best Group Award» ging an die Mundart-Popband **Hecht**.

Zum «Best Live Act» wurde das Mundart-Duo **Büetzer Buebe (Gölä und Trauffer)** ernannt, als Siegerin in der Kategorie «Best Act Romandie» ging Rapperin **KT Gorique** hervor. Die Schweizer Rockband **Megawatt** durfte sich über den «Best Album Award» freuen. Die Spannung in der Bossard-Arena stieg abermals an, als live via Televoting von den Zuschauenden der beste Hit gewählt wurde. «Will nomeh» des Rap-Duos **L Loko & Drini** machte das Rennen. Mit dem «Artist Award», bei dem Schweizer Künstlerinnen und Künstler den Gewinner direkt küren, wurde die Luzernerin **To Athena** ausgezeichnet. Warum nennt sich **Tiffany Limacher** so? «To ist ein alter Spitzname von mir. Und Athena ist mein zweiter Vorname», sagt die sympathische Luzernerin.

Am Schluss sagte Heimweh-Jodelstar **Fredi Koller** das, was alle dachten: «Es ist eminent wichtig, dass es diese Awards gibt. Es gibt viel Zusammenhalt in unserer Branche. Es ist wie eine grosse Familie.» Der 63-jährige Thurgauer aus Alterswilen, der einst von einem Friedhofsgärtner aus dem Güllenloch gerettet wurde, hat absolut recht.



Hingucker: Topmodel Manuela Frey, Designer und Heidi-Klum-Vertrauter Yannik Zamboni.



Starkes Trio: Urs Fischer (Dr Eidgenoss) mit Alana Netzer und deren Ehemann Sebastian Bürgin alias Baschi.



Vierter Stein für die Gruppe Hecht: Sänger Stefan Buck, Gitarrist Christoph Schröter.



Markenzeichen Hut: Sänger Dominik Jud alias Dodo.



Lebensfreude: Sängerin Jizelle, Sänger Marc Sway.



Beliebt: der achtköpfige Jodel-Männerchor Heimweh.



Erfolgreich: Sängerin Tiffany Limacher alias To Athena.

Brasilien des Essens

Bill's Burger, Hardturmstrasse 161,
8005 Zürich; Telefon 043 444 68 10;
montags bis freitags 11 bis 14 Uhr

Mit dem Hamburger ist ein wenig wie mit Fussball, jeder – vor allem Männer – redet da gerne mit. Unter den Populärklassikern des *comfort food* wie Pizza, Chicken-Nuggets oder Ramen-Suppe ist der Burger so etwas wie die Fussball-Nationalmannschaft Brasiliens: ein sicherer Wert, den jeder mag.

Mit diesen Klassikern beschäftige ich mich auch zu Hause, wobei leicht obsessive Tendenzen zu beobachten sind. Das sagt jedenfalls meine Frau. Kürzlich habe ich zu Hause Burger zubereitet und daraus abgeleitet, dass es gar nicht so viel braucht für ein gutes Sandwich, aber dass – wie meistens in der Küche – die Liebe zum Detail den Unterschied ausmacht.



Die Tomatenscheibe (Ochsenherz) wird besser, wenn man sie mit Olivenöl vakuumiert. Durch die Kompression öffnen sich die Zellen der Frucht, das Fett zieht ein und verstärkt den Geschmack. Zwiebeln nicht einfach roh zu verwenden, sondern vorher in einem Essig-Sud einzulegen, macht sie aromatischer und besser verträglich. Und das Wichtigste überhaupt: Ein guter Burger braucht mindestens zwei, besser noch drei oder vier Saucen mit Süsse, Säure, Schärfe und Umami. Für mein Beispiel habe

ich im Brioche-Brötchen mit kurz gebratenem Wagyu-Patty und Gruyère eine Röstschalotten-Vinaigrette verwendet, eine klassische Burger-sauce mit Tomaten-Chutney gemischt und zusätzlich den Salat mit einer japanischen Sauce aus Yuzu-Kosho, Sesamöl und Reisessig an-gemacht.

Bei aller Bescheidenheit war das ein sehr guter Burger, und als kurz darauf in der Nachbarschaft ein neues Lokal zum Thema eröffnet hat, kam ich natürlich nicht daran vorbei. Im «Bill's Burger» wird vieles richtig gemacht: Das Fleisch (Angus Beef) wird auf Wunsch punktgenau medium-rare gebraten, neben der Cocktailsauce wird Chimichurri als zweite Sauce eingesetzt, das Brötchen ist nicht zu hoch, was die Essbarkeit verbessert, und das Gesamterlebnis ist so zufriedenstellend, wie wenn Brasilien wieder einmal Weltmeister werden würde. David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

WEIN/PETER RÜEDI

Fliegendes Schwergewicht

Domaine Pech Redon: La Centaurée 2019.
La Clape AOP. 14,5%. Daniel Gazzar, Pully.
Fr. 28.–. www.daniel-vins.ch

Mit den Ranglisten von Weinbewertungen habe ich so meine Mühe, liege nun das Maximum bei 20 oder bei 100 Punkten. Ist die Benotung schon bei Wettbewerben im Sport ein steter Anlass zu Kontroversen (dort, wo er sich nicht mit Sekunden resp. Zentimetern messen lässt), scheint sie mir in einem Bereich umso fragwürdiger, in welchem ein objektives Urteil allenfalls cum grano salis möglich ist. Das meint nicht, dass es nicht schlechtere und bessere Weine, unsägliche und grossartige gibt. Und dass dies nicht zu vermitteln wäre. Auch gestehe ich, dass ich selbst nicht unempfindlich bin für die Verführung durch hohe Punkte. Allein, wie der Juror bei einem Wein zwischen 90 und 91, zwischen 16 und 16,5 Punkten entscheiden soll, wird mir immer ein Rätsel bleiben. Ende der Abschweifung.

Was die ausgelöst hat, ist ein Widerspruch in der Ankündigung eines Weins



durch den Händler Daniel Gazzar. Wie alle seine Kollegen in der Branche, sehr verständlich, den Marketingeffekt hoher Bewertungen nutzend, zitiert er den Führer «Bettane et Desseauve», der einen Wein aus dem Languedoc mit der «stratosphärischen Note» 97/100 ausgezeichnet habe (was zutrifft), und wenige Zeilen später reduziert sich die (in der deutschen Ausgabe) auf 93 (was ein Druckfehler ist).

Wie immer: Tatsächlich ist La Centaurée der Domaine Pech Redon, eine Cuvée aus 70 Prozent Mourvèdre und 30 Prozent Syrah, ein ziemlich hinreissender Wein selbst für Skeptiker von Schwergewichten aus dem Midi. Er stammt vom Hügelzug La Clape zwischen Narbonne und der Küste und ist ein Exempel dafür, wie in der einst breiten

Appellation Languedoc (mit dem Ruf eines Meers von banalen Offenweinen behaftet) eine Vielzahl von Unterappellationen mit spezifischem Profil respektive Terroir und entsprechender Qualitätsproduktion entstanden ist. Eine eigentliche okzitanische Renaissance. La Clape (einst im buchstäblichen Sinn eine Insel) ist seit 2015 eine AOP; Pech Redon, seit 1988 im Besitz der Familie von Christophe Bousquet, ein 2005 zertifizierter Bio-Betrieb.

La Centaurée ist, sagt sein Produzent, «ein Wein mit einer gewissen Salzigkeit, Noten von Kiefernharz, Bernstein, Garrigue-Essenzen, Thymian, Rosmarin sowie Brombeeren, mit zurückhaltenden Tanninen». Ich meine, dazu, neben Pflaumen und Feigen und Zimt, auch Aromen von Eukalyptus, Ginger, Wacholder auszumachen. Dies ist abermals das schöne Beispiel eines vielstimmigen fliegenden Schwergewichts. Ein Beweis dafür, dass mit handwerklichem Können, Fantasie und Gespür für Terroir auch in einer trockenen Zone nicht nur ein gewichtiger Wein, sondern einer mit Frische und Eleganz entstehen kann.

Schneller ist besser

Der Hochgeschwindigkeits-Kombi BMW M3 Touring spart Familien viel Zeit.



Die M GmbH ist so etwas wie die Traumfabrik des Automobilherstellers BMW – bei den Spezialisten für Dynamik und Geschwindigkeit in München werden Fahrzeuge entwickelt, die dann im Rest der Welt Wünsche erfüllen. Als bei der BMW-Tochtergesellschaft vor einiger Zeit beispielsweise die Meldung abgesetzt wurde, man gedenke, einen M3 Touring zu bauen, war die Begeisterung der Fan-Gemeinde gross.

Touring heissen bei BMW die Kombis, und bisher hatte man sich bei der Firma mit dem «schnellsten Buchstaben der Welt» (Selbstdeklaration) geweigert, einen M3 oder M5 als Lastenexpress anzubieten. Die benötigte erhöhte Steifigkeit der Karosserie sei ein Problem, sagte mir einmal ein Ingenieur, den ich darauf ansprach. Offensichtlich wurden diese Probleme gelöst, beim ersten M3 Touring von BMW sorgen zusätzliche Verstrebungen im Unterboden des Laderaums dafür, dass der Kombi letztlich auch auf einem Rundkurs einen guten Eindruck hinterlassen würde, wenn man das tatsächlich wollte.

Dass die M GmbH ihre Fahrzeuge gerne mit sehr straffer Federung ausstattet, um sie rennstreckentauglich zu machen, kann auch der M3 Touring nicht verbergen. Auf schlechten Strassen und bei tiefen Geschwindigkeiten rumpelt das adaptive Fahrwerk bisweilen etwas gar sportlich über den Asphalt. Wenn man, wie in meinem Testwagen, zusätzlich in Karbon-Schalensitzen Platz nimmt, verstärkt sich dieser Eindruck noch. Es schien mir aber möglich, dass diese Wahrnehmung auch eine Generationenfrage ist. Ich lud deshalb einen

jungen dreissigjährigen BMW-Fan ein, mich auf einem Ausflug im M3 zu begleiten, um eine Zweitmeinung einzuholen.

Unser Ziel war die A81 von Schaffhausen Richtung Stuttgart, wo es teilweise keine Geschwindigkeitsbegrenzung gibt und wo ich mir gerade für dieses Auto wertvolle Erkenntnisse erhoffte. Nachdem bei etwa 255 km/h Tachogeschwindigkeit die Regelelektronik den ebenso furiosen wie souveränen Vorwärtsdrang des 510-PS-Kombis sanft beendet hat, gibt es drei Schlussfolgerungen aus dieser generationenübergreifenden Ausfahrt.

Der Dreissigjährige, dessen Traumwagen ein M3 Touring ist, findet die Fahrwerksspreizung völlig in Ordnung. Der Spagat zwischen einigermaßen komfortablem Voranrollen und straffen Hochgeschwindigkeitsabschnitten sei gut gelungen. Der BMW-Express, scheint mir, liegt umso besser auf der Strasse, je höher die Geschwindigkeit wird. Die lockere Mühelosigkeit, mit der sich der Kombi schnell fahren lässt, ist schlicht beeindruckend. Das ist schliesslich ein Beweis dafür, dass die deutsche Automobilindustrie deshalb die besten Fahrzeuge der Welt baut, weil jemand einmal den Einfall hatte, Autobahnen ohne Geschwindigkeitslimite möglich zu machen, was bis heute eine wunderbare Idee ist.

BMW M3 Touring Competition

Motor/Antrieb: 6-Zylinder-Turbo-Benziner, Allradantrieb, 8-Gang-Automatik; Hubraum: 2993 ccm; Leistung: 510 PS / 375 kW; max. Drehmoment: 650 Nm / 2750–5500 U/min; Beschleunigung (0–100 km/h): 3,6 sec; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h; Verbrauch (WLTP): 10,1–10,4 l/100 km; Preis: Fr. 130 700.–, Testwagen: Fr. 159 000.–



OBJEKT DER WOCHE

Perlendes Jahr

Brut Champagne 2013
Für Fr. 209.– erhältlich

Nicht weniger als «den besten Wein der Welt» kreieren: Das wollte der Benediktinermönch Pierre Pérignon vom Orden Dom Pérignon, als er sich vor über 300 Jahren in der Abbaye Hautvillers dem Weinhandwerk widmete. Heute zeichnet sich der Champagner dadurch aus, dass er nur in Jahrgangsversionen auf den Markt kommt. Sind die Weine der Champagne in einem bestimmten Jahr nicht so prickelnd, gibt es davon keine Dom-Pérignon-Füllung. Die Ambition der *maison* besteht darin, die klimatische Charakteristik des jeweiligen Jahrgangs in ihrer schönsten Form zur Geltung zu bringen.

Nach fast zehnjähriger Reifelagerung mit Flaschengärung geht jetzt der Vorhang auf für den «Vintage 2013»: Ihre charakteristische Prägung erhielt die *maison*-typische Cuvée aus Pinot noir und Chardonnay aus einem kalt-verregneten Frühling mit ausgedehnter Wachstums- und Reifephase mit anschliessend heissem und trockenem Sommer. Die Weinlese fand zwei Wochen später als üblich statt. Das Resultat dieser Wetterlaunen ist eine weit ausholende Balance aus Säure und Vollmundigkeit, aus Spannung und Harmonie.

Am Gaumen machen sich zunächst Zitrusnoten mit vegetalen Einschlägen bemerkbar – eine wunderbare Grundlage für die später auftretenden eleganten Gewürzaromen. Ein grossartiges Champagner-Vergnügen mit klaren Konturen und viel Lagerungspotenzial.

Florian Schwab

Anything-goes-Gesellschaft

Das Lebensgefühl im Westen wurde von der Soziologie als «Multioptionsgesellschaft» auf den Begriff gebracht. Der Lebensstil des Homo sapiens gleicht einer Collage. Er eignet sich nicht mal mehr über allgemeingültige Prämissen. Der hybride Konsument agiert zwischen Luxus und Lockvogelangebot und kleidet sich eklektisch mit Sportschuhen, Goldgräber-Hosen (also Jeans) und Business-Jacket. Das Warenangebot hat sich in dreissig Jahren massiv vergrössert, auch die Art und Weise, wie wir unsere Partner auswählen können oder wie wir unser Geschlecht definieren. Vielleicht ist Letzteres der Grund, warum die jüngeren

Menschen einer US-Studie zufolge weniger Sex haben als ihre Eltern. Die Wirtschaftspsychologen sprechen vom «Auswahl-Paradox»: Eine Untersuchung ergab, dass bei einer Auswahl von 24 Konfitüresorten 60 Prozent der Probanden mindestens eine Sorte probierten, aber nur 3 Prozent eine kauften. Bei der kleineren Auswahl probierten zwar nur noch 40 Prozent, aber immerhin 30 Prozent kauften schliesslich.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Alles scheint möglich: «Pregnant Man»-Emoji.

FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN



Liebe Dania, gibt es den idealen Zeitpunkt, um ein Kind zu zeugen? Spielen Tages- und Jahreszeiten eine Rolle? R. M., Spreitenbach

Schon seit je gab es unterschiedliche Theorien darüber, wie, wo und wann es am besten klappen soll. Hat etwa der Mondstand einen Einfluss auf das Geschlecht des Kindes, oder entscheidet die Stellung darüber? Sind Frauen bei Ebbe oder Flut empfänglicher, oder liegt es an geraden oder ungeraden Kalendertagen?

Es mag sein, dass es Dinge gibt, die die Empfängnis begünstigen. Zum Beispiel weiss man heute, dass der Orgasmus der Frau gar nicht so irrelevant ist, wie man lange geglaubt hat. Wenn sie Kontraktionen in der Vagina hat, kann das wie ein Förderband wirken, das die Spermien direkter zum Ziel führt. Betrachtet man die Jahreszeiten, lassen sich in jeder Jahreszeit positive Aspekte finden, die die Zeugung begünstigen können. Der Frühling, als Zeit des Wachstums und des Erblühens, weckt unsere Lebensgeister und lässt uns aktiver werden. Der ideale Zeitpunkt? Für andere Menschen ist der Herbst ideal. Hier ziehen sie sich zurück, fahren einen Gang runter und leben ruhiger und besinnlicher.

Wir dürfen uns bewusst machen, dass wir bei all diesen Überlegungen nie sicher sein können, ob es klappt. Unsere Körper sind immer für Überraschungen gut und halten

sich nicht an die von uns erdachten idealen Bedingungen. Deshalb wünsche ich Ihnen, wenn Sie einen Kinderwunsch haben, dass der ideale Zeitpunkt sich für Sie ganz persönlich ergeben wird. Es ist auch hilfreich, auf die eigene innere Stimme zu lauschen. Und dass Sie sich einen Sex erhalten, den Sie losgelöst vom «Projekt Kind» erleben. Die Fixierung auf den besten Zeitpunkt hat oft zur Folge, dass die eigene Lust in den Hintergrund gedrängt wird. Dann findet Sex nur noch statt, wenn App, Kalender oder Mondstand den idealen Zeitpunkt ausrufen, und das ist sicher nicht ideal.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch

Mittagessen mit ...

Nathalie Seiler-Hayez

Nach sieben Jahren als General Manager im «Beau-Rivage Palace» in Lausanne erwartet die Hotelière eine neue Herausforderung. Ein Gespräch über Luxus, Gäste und Servicepersonal.

Es war ein Tag voller Sonne und guter Neuigkeiten. Anfang Monat lud Swiss Deluxe Hotels (SDH), die Vereinigung von 39 Fünf-Sterne-Etablissements, zu einem intimen Rencontre auf der Gartenterrasse des Zürcher Hotels «Baur au Lac». Michael Smithuis, SDH-Präsident und General Manager des «Fairmont Le Montreux Palace», begrüßte die Medienvertreter sowie die aus Arosa («Tschuggen Grand Hotel»), Genf («Beau-Rivage Genève») oder vom ein Kilometer entfernten «La Réserve Eden au Lac» angereisten Hoteliers und Hotelières. Sie alle dürfen auf ein erfolgreiches Geschäftsjahr zurückblicken: Der Jahresumsatz der Gruppe belief sich 2022 auf rund 1,56 Milliarden Franken, und es wurden exakt 1 271 149 Übernachtungen registriert – 18,3 Prozent mehr als im Vorjahr. Das Prä-Covid-Niveau ist somit wieder erreicht.

Phil Collins' Hochzeit

Als Nächstes verkündete Smithuis den Wechsel in der Geschäftsleitung von Swiss Deluxe Hotels. Auf Jan Brucker folgt Mitte Juni Nathalie Seiler-Hayez. Mit ihr setzten wir uns im Anschluss an den *flying lunch*, bei dem Gemüse im Tempuramantel, Artischockensalat oder Lachstatar serviert wurde, für ein kurzes Gespräch auf eine Bank in der lauschigen Parkanlage.

Die Genferin ist Absolventin der 1893 gegründeten École hôtelière de Lausanne, der ersten Hotelfachschule der Welt. Danach war sie in Häusern in Paris, New York, Bordeaux und London und leitete zuletzt sieben Jahre lang als General Manager das «Beau-Rivage Palace» in Lausanne. Seit Anfang Jahr genießt sie es, mehr Zeit für ihre Familie und sportliche Betätigungen zu haben. «In meiner neuen Funktion will ich die Schweizer Luxushotellerie international stärken und verfechten», sagt Nathalie Seiler-Hayez. «Darauf haben unsere Hotels gewartet.» SDH sieht sie als exklusive Plattform, auf der die Hoteliers ihre Ideen austauschen können. Gemeinsam mit Sponsoren und Partnern wie Audi, Moët Hennessy und Nespresso möchte sie zudem «hochkarätige Networking-Events» veranstalten und so die Community zusätzlich stärken und die Sichtbarkeit erhöhen.



«Tolle Häuser»: Unternehmerin Seiler-Hayez.

Die Pandemie habe die welsche und die deutsche Schweiz näher zusammengebracht. «Doch jetzt will jeder wieder weit weg», sagt die 52-Jährige. Dabei verfügten wir hierzulande über so viele tolle Häuser, so Seiler-Hayez: «Das muss man auch mal laut sagen!» Eine der grössten Herausforderungen aber ist und bleibt die Suche nach geeigneten Fachkräften und die Rekrutierung von Nachwuchs. «Die Branche muss wieder begehrter werden.» Deswegen sei ein starker Brand enorm wichtig. «Wer kann schon behaupten, ein Frühstück im Namen von Xi Jin-

ping veranstaltet oder die Hochzeit von Phil Collins organisiert zu haben», rührt die Hotelière die Werbetrommel. «Es gibt keine Routine, und das ist es, was die neue Generation erwartet.»

Und was erwartet sie von einem privaten Hotelaufenthalt? «Ein tolles Frühstück, körperliche Aktivität in der Natur, eine Massage und ein *joli dîner* – ich mag die Kombination aus Einfachem und Genuss», sagt Nathalie Seiler-Hayez. «Das Hotel selbst muss zur Destination werden. So, wie das bei all unseren Hotels der Fall ist.»

Oliver Schmuki

Manu Burkart, Komiker

Der Divertimento-Star findet, dass Metal-Musik beruhigend wirkt, Michelle Obama fasziniert ihn, vor der unendlichen Tiefe des Meeres fürchtet er sich.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Manuel Burkart: Einer, der schnell sein Umfeld ändern sollte. Beginnt ja meist im Kindesalter. Wer als junger Mensch keine Anerkennung erhält, wird wohl ein ganzes Leben damit zu kämpfen haben.

Weltwoche: Wen haben Sie schon einmal um ein Autogramm gebeten?

Burkart: Martin Brunner, GC-Goalie von einst.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Burkart: Vielleicht, dass Metal-Musik auf mich beruhigend wirkt.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Burkart: Zurzeit genügend für ein gutes Leben hier in der Schweiz.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einer Frau am meisten?

Burkart: Ihre Fähigkeit der Selbstlosigkeit, eigene Bedürfnisse dem Familienleben zuliebe auf die Wartebank zu setzen.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Burkart: Vor der unendlichen Tiefe des Meeres.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Burkart: Vorgestern beim Betrachten eines Fotos meines Vaters, der im Juli 2022 verstorben ist.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Burkart: Jemand, der Respekt und Achtsamkeit vor Profit und bedingungsloses Wachstum stellt.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Burkart: Ich glaube an einen Gott oder an eine gute Macht. Aber das ist irgendwie ein lebenslanges Suchen und Fragen.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Burkart: Jene, von der ich der Meinung bin, dass sie etwas Gutes bewirken will. Muss nicht immer die gleiche sein.

Weltwoche: Mit wem hatten Sie das erste Mal Sex?

Burkart: Oh, das ist jetzt doch ein Weilchen her. Hiess sie Sandra? Chantal? Oder Bruno? Ich weiss es nicht mehr!

Weltwoche: Welches Lied können Sie immer wieder hören?

Burkart: «The Number of the Beast» von Iron Maiden.



«Momente der Verbundenheit»: Kabarettist Burkart.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Burkart: Ich habe keine gute Körperhaltung im Relax-Zustand, habe ein *Buggeli*.

Weltwoche: Mit welcher bekannten Frau möchten Sie einen schönen Frühlingsabend verbringen?

Burkart: Gegen einen «Über-Gott-und-die-Welt-Schwatz» mit Michelle Obama hätte ich im Sommer wie im Frühling nichts. Diese Frau fasziniert mich.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Burkart: Alkohol und Nikotin gehören da ja leider auch dazu. Konsumiere beides, jedoch in geringem Mass.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Burkart: Sei ehrlich – damit fährst du am besten, auch wenn's manchmal schwierig ist.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Burkart: Ich denke, ja. Klar, kommt das auf die ganze Geschichte an.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganer?

Burkart: Weil ich diese Fleischgewohnheit noch nicht abstreifen konnte. Ich werde aber Jahr für Jahr besser.

Weltwoche: Was passiert, wenn wir sterben?

Burkart: Wie unfassbar gern würde ich das wissen. Ich glaube, irgendwo lebt etwas weiter.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Burkart: Meinungsfreiheit in allen Ländern.

Weltwoche: Welches Talent hätten Sie gern?

Burkart: Gitarre spielen wie ein Gott. Ich bin zurzeit noch Gitarren-Ministrant.

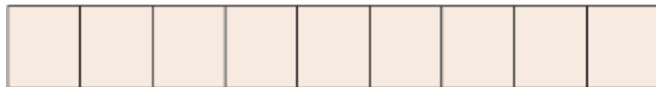
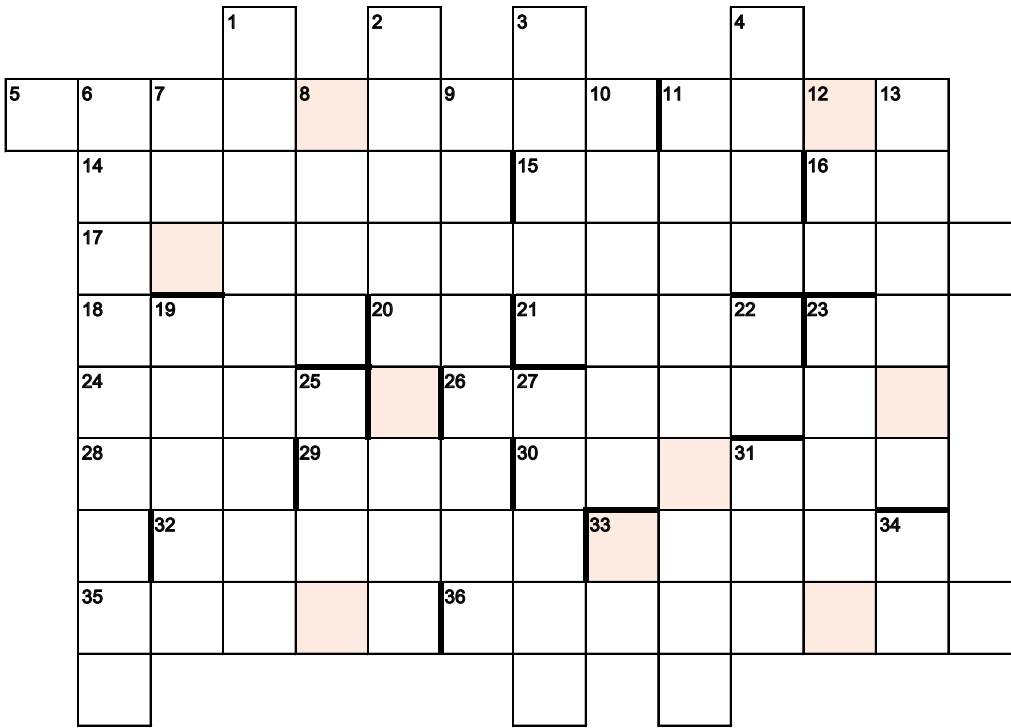
Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Burkart: Meine Eltern und mein grosser Bruder, danke ich. Sie haben mir grosse Toleranz, Nächstenliebe und eine Art Demut vorgelebt.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Burkart: In Momenten der Verbundenheit mit meinem Gegenüber. Unschlagbar sind harmonische Momente im Kreis meiner Familie. Bühnenmomente, in denen ich Menschen zum Lachen oder Staunen bringen kann, gehören auch dazu.

Divertimento gehen mit ihrem neuen Programm «Bucket List» im Herbst auf Tour. Vorverkauf: cabaret-divertimento.ch



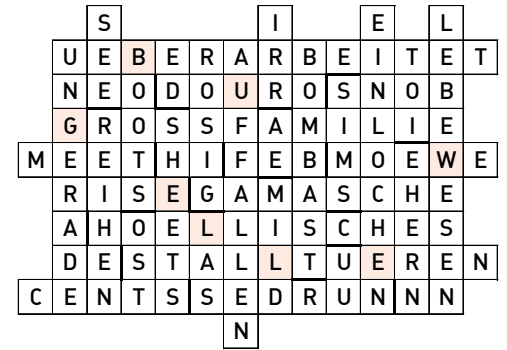
Lösungswort — Eingabegerät, das sich mit Scherenhänden bedienen lässt?
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 5 High-Pressure-Ring? 11 abfackeln minus Wettlauf 14 in Mitteldeutschland zu findendes Indiz 15 Zoccolo für Fashion Victims 16 im Innern von Boas zu finden 17 kein Fall für die Töpferscheibe, sondern für den Behandlungsstuhl 18 manchmal fix, manchmal nur ein kleines bisschen 20 Ausruf in Quizshows 21 in Freizonen vertretene japanische Firma 23 kleinster Kanton in Minimalgrösse 24 Meeresbewohner mit Killer-Image 26 in ihnen kann man Geld waschen oder zumindest loswerden 28 ist zugkräftig und steht in Lokalzeitungen zuvorderst 29 Besitzer, vielleicht nicht ohne Wenn und Aber, aber zumindest ohne Aber 30 Türke ohne Ü 32 siegen in aussergewöhnlich kluger Anordnung 33 in seiner Umgebung werden viele Wattstunden verbraucht 35 zum Vergnügen reicht es diesem Geschlecht nicht ganz 36 Food für die Strasse?

Senkrecht — 1 sind für ihr Tempo berüchtigt 2 Genehmigung, die viele Blätter beinhaltet 3 im Gegensatz zu Länge oder Breite potenziell fat-shaming-gefährdet 4 fast keine tierischen Produkte enthaltend 6 Geheimgesellschaft für Hörfunk-Mitarbeiter? 7 eine ennet des Röstigrabens 8 hierzulande eine eher heruntergekommene Behausung, anderswo royal 9 Scheitel-Alternative für Scrabble-Spieler 10 Preis-Voraussetzung 11 Arbeitsort meist weiblicher Drachen 12 liegt in Italien und lässt sich nicht überschreiben 13 quasi ein Bärenmärit, aber nicht (nur) in Bern 19 ungesunder Bestandteil von Hydrogenkarbonat 22 informiert am oberen Zürichsee und produziert an dessen anderm Ende Schuhe 23 senkt Versicherungsprämien und erhöht Managereinkommen 25 kurzer Moment für ein Faultier? 27 Chaostage-Zentrum in Norditalien 31 einstige Kunst, die im Gebirge Leben rettet 33 grösserer Bruder von He und Ne 34 wichtiges Pronomen für englische Egoisten

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 818



Waagrecht — 5 UEBERARBEITET 12 NEO 13 DOURO 14 SNOB (Bons rückwärts) 15 GROSSFAMILIE 19 ArMEETenü 20 Hilfseinsätzen 21 FEB 22 MOEWE (Löwe) 24 RISE (engl. f. Aufstieg) 25 GAMASCHE (GA-Masche) 27 HOELLISCHES 30 DE 31 STALLTUEREN 33 CENTS 34 SEDRUN (SED-Run) 35 FINNland

Senkrecht — 1 OdysSEE 2 (W)IRRwarr 3 EINLOCHEN 4 LEBEWESEN 5 UNGERADE 6 BOOTS 7 ED 8 ROSIG 9 AUFFALLEN (auf Fallen) 10 BOMBAST (Bomb-Ast) 11 TOI (franz. f. dir) 14 SIMS (Die Sims) 16 REIHEN (Anagramm) 17 SHEETS (engl. f. Blätter/Bettlaken) 18 AE (Albert Einstein) 23 EHERN 26 MILD 28 (P)OSTautos 29 LAS Vegas 32 UhU

Lösungswort — **BUGWELLE**



WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

Elite⁺

HANDGEFERTIGTE SCHLAFKULTUR



Unser neues Magazin
ist soeben erschienen!
Entdecken Sie darin exklusive
Interviews und Tipps für
einen guten Schlaf.

GUTER SCHLAF, EIN VERSPRECHEN



SCHWEIZER MANUFAKTUR SEIT 1895
FINDEN SIE DIE NÄCHSTGELEGENE ELITE GALLERY AUF WWW.ELITEBEDS.CH